

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Lukas 5,1-11,

**Predigtreihe „Simon Petrus – Jesu erster Jünger“
Teil 1: „Von nun an sollst du Menschen fangen“**

am 03.01.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

schon verschiedentlich habe ich es von hier aus gesagt: Er ist meine Lieblingsgestalt in der Bibel: Simon Petrus. Er ist Jesu erster Jünger, und das in mehrererlei Hinsicht: Er ist der erste, den Jesus in seine Nachfolge ruft – jedenfalls bei den Evangelisten Markus und Matthäus; bei Johannes ist es wie so oft ein wenig anders. Und er, Simon Petrus, avanciert zu einer Art Sprecher des Zwölferkreises; davon werden wir noch hören.

Und dann gilt vor allem dies: Je mehr Simon Petrus in den Vordergrund der Jüngerschar rückt, desto deutlicher werden auch seine Grenzen erkennbar, sein Versagen. Jesus deckt dies ein ums andere Mal auf. Aber er hält an ihm fest – und Simon Petrus entwickelt sich zu einer „Säule“ der ersten Christenheit.

So gesehen, sind wir hier und heute natürlich nicht Simon Petrus. Dennoch lässt sich an ihm Vieles beobachten, das für jeden gilt, der in irgendeiner Form sozusagen bei Jesus angedockt hat. – Lassen Sie uns heute auf die Erzählung hören, in der Lukas die Berufung des Simon Petrus berichtet:

Es begab sich aber, als sich die Menge zu Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, da stand er am See Genezareth und sah zwei Boote am Ufer liegen; die Fischer aber waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da stieg er in eines der Boote, das Simon gehörte, und bat ihn, ein wenig vom Land wegzufahren. Und er setzte sich und lehre die Menge vom Boot aus.

Und als er aufgehört hatte zu reden, sprach er zu Simon: „Fahre hinaus, wo es tief ist, und werft eure Netze zum Fang aus!“ Und Simon antwortete und sprach: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich die Netze auswerfen.“ Und als sie das taten, fingen sie eine große Menge Fische, und ihre Netze begannen zu reißen. Und sie winkten ihren Gefährten, die im andern Boot waren, sie sollten kommen und mit ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Boote voll, so dass sie fast sanken.

Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesus zu Füßen und sprach: „Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.“ Denn ein Schrecken hatte ihn erfasst und alle, die bei ihm waren, über diesen Fang, den sie miteinander getan hatten, ebenso auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gefährten.

Und Jesus sprach zu Simon: „Fürchte dich nicht! Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Und sie brachten die Boote ans Land und verließen alles und folgten ihm nach.

Liebe Gemeinde,

„*Geht nicht gibt's nicht!*“ – mit diesem bekannten Werbespruch könnten wir diese Geschichte von der Berufung des Simon Petrus überschreiben. Jesus eröffnet Simon Petrus Möglichkeiten, die ihm gänzlich unerreichbar schienen, ja die ihm aufgrund seines gesamten beruflichen Knowhows, seiner jahrelangen Erfahrung als Fischer unerreichbar hatten scheinen müssen!

Aber nun ist diese Geschichte eben doch wieder nicht der Werbeclip eines Baumarktes. „*Geht nicht gibt's nicht!*“ – das verweist uns hier in Lukas 5 eben nicht auf noch bessere Tricks und Methoden, als wir sie bisher kannten, auf Tricks und Methoden also, die nur konsequent gelernt und angewendet werden wollen, und schon funktioniert alles wie gewünscht.

Nein, Simon Petrus steht im Hinblick auf sein Wissen und Können nach der Geschichte genauso schlau oder auch genauso begrenzt da wie vorher. Es hängt alles an dem, der ihn da zum Fischzug mitten am Tage gerufen hat.

Diese kleine Geschichte enthält sozusagen in Kurzform alle Elemente, die zwischen Jesus und einem Menschen, der sich von ihm angesprochen weiß, vorkommen können, und ich möchte versuchen, sie gemeinsam mit Ihnen gleichsam durchzubuchstabieren:

Zunächst eine eher alltägliche Einleitung: Jesus bittet Simon darum, sein Boot nutzen zu dürfen. Er will zu den Leuten sprechen, und das will er vom See aus tun. Simon lässt sich auf diese Bitte ein. Er kennt Jesus ja schon, hatte Jesus doch seine, des Simon, Schwiegermutter von einem schweren Fieber geheilt.

(Kleine Randbemerkung: Diese kleine Geschichte, die wir in der Lesung gehört haben, ist ja schon etwas pikant: Simon Petrus, also immerhin derjenige, der für die Römisch-Katholische Kirche der erste Papst ist, hat eine Schwiegermutter! Dann wird er wohl auch eine Ehefrau gehabt haben, nicht wahr?! Das ist ja schon recht beachtlich für jemanden, der am Ursprung desjenigen Berufes steht, der für eben jene Römisch-Katholische Kirche mit der Pflicht zur Ehelosigkeit verbunden ist... ☺)

Zurück zu Lukas 5: Auf einmal, völlig unvermittelt, der Auftrag Jesu an Simon, weit auf den See hinauszufahren und die Netze auszuwerfen. Simon ist irritiert: nicht nur, dass der Tages- und damit auch Arbeitsablauf jetzt andere Dinge vorsieht; vor allem widerspricht dieser Auftrag allem, was ein Fischer von den Fischen weiß: In der Nacht sind die Chancen auf einen guten Fang am größten. Tagsüber dagegen gehen die Erfolgsaussichten gegen Null.

Aber immerhin: Simon tut einfach mal das, was Jesus ihm aufgetragen hat. Vielleicht lächelt er innerlich und seufzt zugleich: *Na denn, dann zeig ich ihm mal, wie das mit den Fischen ist. Auch wenn es mich etwas Zeit und vergebliche Mühe kosten wird.* Oder er will ganz einfach höflich sein dieser Autoritätsperson gegenüber, die Jesus seit der erwähnten Heilung seiner Schwiegermutter sicherlich für ihn ist.

Vielleicht ist es aber auch noch mehr. Jedenfalls überliefert Lukas von Simon den Satz: „**Aber auf dein Wort will ich die Netze auswerfen.**“ – „**Auf dein Wort**“ – hier ist das entscheidende Kriterium dafür auf den Begriff gebracht, woran unser Tun und Lassen als Christen sich ausrichten soll. Ob Simon in diesem Moment, wo er so redet, bereits dieses alles entscheidende Kriterium im Sinne hat, mag man bezweifeln. Aber vielleicht sagt er ja

unbewusst genau das Richtige, und vor allem: Er handelt danach, und damit *sagt* er nicht nur das Richtige, sondern er *tut* es auch. Und darauf kommt es an.

Liebe Gemeinde,

in diesem kleinen Sätzchen des Simon ist alles aufbewahrt, was die Kirche seit ihren Anfängen immer wieder für Erfahrungen mit Jesus gemacht hat. Ganz häufig entspricht das, was er sagt und tut, ja gerade nicht unserer Erfahrung. Ja der gesamte Glaube wird immer wieder durch Erfahrungen aller Art in Frage gestellt. Wer Ansatzpunkte dafür sucht, dass der Glaube ein einziger großer Irrtum, eine einzige große Illusion ist, wird kein Problem haben, sie zu finden. Und wer sich umgekehrt bemüht, den Glauben an den Gott der Bibel in jeder Hinsicht plausibel und einleuchtend zu machen, der dürfte enorme Schwierigkeiten bekommen.

Nicht ohne Grund heißt es von Abraham: „**Er glaubte auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen war.**“ (Römer 4,18) Und wir können diesen Satz für die gesamte Kirchengeschichte durchbuchstabieren: Wer hätte denn begründet damit rechnen sollen, dass nach Jesu Kreuzigung aus dem völlig verängstigten und versprengten Häufchen Elend der Jünger einmal die größte religiöse Bewegung der Weltgeschichte hervorgehen würde? Menschlich geurteilt gäbe es Gründe noch und nöcher, warum die Kirche längst hätte von der Bildfläche verschwinden müssen, ja warum sie eigentlich nie wirklich hätte entstehen können! Dass Menschen sich für den Glauben an diesen äußerlich betrachtet so jämmerlich Gescheiterten namens Jesu von Nazareth begeistern würden, das war mindestens so unwahrscheinlich wie dies, dass Simon da mitten am Tage auch nur einen Fisch aus dem See würde fischen können!

Aber, um es mit einem anderen Wort aus dem Munde Jesu zu sagen: „**Bei Menschen ist's unmöglich, aber alle Dinge sind möglich bei Gott.**“ (Matthäus 19,26) Oder, um zu unserer heutigen Geschichte zurückzukehren: „**Auf dein Wort will ich die Netze auswerfen.**“ (Lukas 5,5)

Liebe Gemeinde,

so wenig vernunftgemäß das Vertrauen auf Gott häufig erscheint, so sehr ist es andererseits doch wieder auch eine Erfahrung, die die Kirche immer wieder hat machen dürfen: Da, wo wir uns ganz einfach an Gottes Wort halten, da gelingen Dinge, die wir eigentlich nicht für möglich gehalten haben. Und deshalb wissen wir: Es lohnt sich eben doch, dieses Wort ernstzunehmen. Auch wenn wir es konkret immer wieder nicht verstehen. Wer darauf wartet, dass Gott uns alles sozusagen mundgerecht plausibel macht, unter Berücksichtigung und Ausräumung sämtlicher denkbarer Einwände, der wird lange warten können – und dabei womöglich den Ruf Gottes jetzt und hier verpassen. Das wäre schade! Wer diesen Ruf dagegen hört und ihm ungeachtet aller Wenns und Abers Folge leistet, der wiederum wird immer wieder die Erfahrung machen dürfen, die ich vielleicht ja mal in diese Worte kleiden darf: *Wir schaffen das!*

Nun jedoch ist es hochinteressant, wie die Geschichte zwischen Jesus und Simon weitergeht. Man könnte doch Folgendes erwarten: Simon sieht die zum Zerreißen gespannten Netze; er muss seine Kollegen rufen, ihm zu helfen, damit der Fang ins Boot gezogen werden kann. Ja sie brauchen sogar zwei Boote, und die werden so voll, dass sie zu kentern drohen. Da sollte man doch meinen, Simon kommt aus dem Staunen gar nicht mehr heraus, und ich stelle mir vor, wie er zu jubeln beginnt: „*Wow – das ist ja der Hammer! Sowas hab ich ja noch nie erlebt! So ein Fang – und das mitten am Tage! Das bringt Kohle satt! Der*

Monat ist gerettet! Jesus, das war einfach einsame Spitze! Ich hab auf dich gesetzt, und das hat's gebracht! Jesus, ich danke dir! –

So könnte Simon nun reden. Ich denke, wir könnten es ihm nachfühlen. Aber – so redet er eben nicht. Er redet völlig anders. Kein Jubelgesang, auch keine Dankesrede. Nein, zurück an Land, fällt er vor Jesus nieder mit den Worten: „**Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.**“ Und es ist die Rede von einem Schrecken, der ihn wie auch die anderen Anwesenden ergriffen hat.

Also: Simon beruft sich mit keinem Wort darauf, dass er ja nun zum Glück helle genug war, Jesu Wort etwas zuzutrauen und daraufhin die Netze auszuwerfen. Ganz im Gegenteil: als Versager stellt er sich dar – und man mag sich fragen: Warum eigentlich? Er hat doch genau das getan, was Jesus ihm gesagt hatte. Weshalb also diese Erschütterung?

Liebe Gemeinde, ich kann mir das nur so erklären:

Simon weiß: er hat zwar getan, was Jesus ihm gesagt hat. Aber wirklich an seine Worte geglaubt, wirklich ihm ganz und gar vertraut hat er eben nicht. Der Erfolg der Aktion macht ihn deshalb nicht stolz, sondern er beschämt ihn. Auch wenn er zum Glück nicht müde abgewunken und Jesus offen zum Idioten gestempelt hat, weiß er: Eigentlich habe ich ihm das nicht zugetraut. Deshalb nun diese Scham, die er empfindet.

Und jetzt finde ich Eines an der Überlieferung des Lukas faszinierend: Ist es Ihnen aufgefallen? Die ganze Zeit spricht Lukas, wenn er von Jesu erstem Jünger redet, lediglich von „**Simon**“. Nur hier, im Zusammenhang damit, dass er vor Beschämung vor Jesus auf die Knie geht und sich als Sünder bekennt, da sagt er einmal: „**Simon Petrus**“. Wir werden über diesen Namenszusatz, der später den jüdischen Vornamen leider geradezu verdrängt hat, am nächsten Sonntag noch näher nachdenken. Aber es ist für mein Empfinden sicher kein Zufall, sondern von großer Wichtigkeit, dass Lukas diesen Beinamen gerade in diesem Zusammenhang der Beschämung des Simon erwähnt.

„**Petrus**“, dieses griechische Wort bedeutet bekanntlich „Fels“. Mit diesem Beinamen wird Simon durch Jesus im Matthäusevangelium später gleichsam geadelt und zum Fundament der Kirche erklärt. Aber wer nun glaubt, es hier mit dem sprichwörtlichen unerschütterlichen Fels in der Brandung zu tun zu haben, der irrt und wird bereits in Lukas 5 eines Besseren belehrt. Ich verstehe die Erwähnung dieses Beinamens hier so, dass Lukas sagen will: Simon erweist sich gerade da als „Fels“, also als stark, wo er aus seiner Schwäche kein Geheimnis macht, wo er eben nicht den starken Mann spielt, der er gar nicht ist, wo er vielmehr ohne drum herum zu reden zugibt: *Das war nicht mein toller Glaube, der diesen Fischfang ermöglicht hat. Sondern, ganz offen gesagt: Ich hatte dir, Jesus, das nicht zugetraut. Und deshalb bin ich jetzt beschämt, ich bin ein Sünder. Meine Sünde besteht nicht in einer großen Untat, sondern schlicht und einfach darin, dass ich dir nicht wirklich vertraut habe.* – Liebe Gemeinde, wer so reden kann, der – und nur der: verdient es, „Fels“ genannt zu werden!

–

Eine letzte Szene folgt noch. Und sie ist sehr bezeichnend: „**Fürchte dich nicht!**“ – so spricht Jesus Simon nun an. Das ist biblisch geprägte Rede; so redet nur einer, nämlich Gott. Hier wird vollends deutlich, wo Jesus hingehört.

Und noch etwas wird deutlich: Jesus hält sich gar nicht groß mit Simons Schuldbekennnis auf. Im Gegenteil: hatte er ihm kurz zuvor schon den großen Fischfang prophezeit, so setzt er nun noch Eins drauf: „**Von nun an wirst du Menschen fangen.**“

Darum geht es letzten Endes: Jesus nimmt Simon in Dienst. Und dieser Dienst geht über seinen bisherigen Beruf noch hinaus. Nichts gegen das Fischerhandwerk. Aber Jesus hat Anderes und Größeres mit Simon vor: Menschen soll er künftig „fischen“. Hier tut es allerdings gut, genau hinzuschauen. Denn der Vergleich hinkt ja gewaltig oder setzt Assoziationen frei, an denen niemandem gelegen sein kann: Wer Fische fischt, um nicht zu sagen: Wer möglichst frische Fische fischt, der tut das nun einmal, um sie zu töten und zu verzehren bzw. um sie zu verkaufen, damit andere sie verzehren.

Wenn Jesus Petrus ruft, Menschen zu fischen, dann sollen sie gerade nicht sterben, sondern zum wahren Leben finden. Das griechische Wort *zograo* bedeutet: „lebendig fangen“, ja es kann auch bedeuten: jemanden in dem Sinne „fischen“, wie die Seenotrettung einen Menschen aus dem Meer „fischt“, um ihm das Leben zu retten! Das soll künftig die Aufgabe des Simon sein. Dafür lässt er, so der Schluss unserer Geschichte, sein ganzes bisheriges Leben hinter sich.

Liebe Gemeinde,

ich sagte eingangs: Wir sind nicht einfach dieser Simon Petrus. Und doch steht er beispielhaft für uns Menschen überhaupt, die Jesus in seine Nachfolge ruft. Auch wenn dafür nicht jeder alles stehen und liegen lassen muss und auch nicht soll, was sein Leben und seinen Beruf ausmacht.

Aber wir kennen doch Mehreres, was in dieser Geschichte anklingt: Zum einen die Erfahrung: „**Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.**“ – Da rackern wir uns ab und kriegen doch kaum etwas zustande. Auch in der Kirche ist das häufig so. Wir erdenken uns Strategien, machen Pläne, tun dies und verwirklichen jenes – aber der Erfolg bleibt höchst mäßig.

Ob das aber vielleicht nicht selten daran liegt, dass wir viel zu sehr mit uns und unseren Überlegungen beschäftigt sind? „**Auf dein Wort will ich die Netze auswerfen!**“ – So sagt es Simon, obwohl ihm Jesu Wort alles andere als erfolgversprechend vorkommt. Und obwohl er nachher beschämt feststellt, Jesus eigentlich nichts zugetraut zu haben, so ist er doch hier einem richtigen Impuls gefolgt.

Ob wir nicht zunächst einmal dies aus der Geschichte mitnehmen könnten: Auch wenn unser Vertrauen auf Gott häufig nicht so stabil ist, wie es vielleicht sein sollte: „**Auf sein Wort**“ setzen und danach handeln – das könnte es doch schon mal sein; damit „*schaffen wir*“ vielleicht ja viel mehr, als wir selber für möglich halten.

Und wenn wir – vielleicht zu unserem eigenen Erstaunen – dann merken: Jawohl, es geht, und wenn uns das dann beschämt, weil wir insgeheim wissen: an uns hat es nicht gelegen – dann dürfen wir wissen: Wir sind von Simon, dem Petrus, gar nicht so weit entfernt. Und Gott hat vielleicht ja auch mit uns noch Großes vor! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Matthäus 16,13-23,

Predigtreihe „Simon Petrus – Jesu erster Jünger“

Teil 2: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“ – „Du bist mir ein Ärgernis!“

am 10.01.2016

In der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

ein Wechselbad der Gefühle – das konnten wir in der Begegnung zwischen Jesus und Simon Petrus schon am vergangenen Sonntag beobachten. Zum Glück war die Richtung dieses Wechselbades, das Gefälle der Geschichte so beschaffen, dass sie von der Spannung, vom Sündenbekenntnis des Simon Petrus, hin zur Auflösung dieser Spannung, zu seiner Ermutigung durch Jesus, ja hin zum Auftrag Jesu an Simon Petrus ging, künftig nicht nur selber zu Jesus zu gehören, sondern Menschen für ihn zu gewinnen. – Ende gut, alles gut. So könnte man denken.

Nun, ganz so einfach ist die Gemengelage leider nicht. Heute, im zweiten Teil meiner Predigtreihe zu Simon Petrus, werden wir damit konfrontiert, dass das Wechselbad der Gefühle in der Begegnung zwischen Jesus und Simon Petrus weitergeht, dass sozusagen ein neues entsprechendes Kapitel aufgeschlagen wird. Und diesmal ist das Gefälle der Geschichte leider genau andersherum beschaffen als am vergangenen Sonntag. Am Anfang scheint alles wunderbar, ein für alle Mal gelöst – aber dann kommt eben kein „Ende gut, alles gut“, sondern es folgt das ebenso sprichwörtliche „dicke Ende“, das einen zur Verzweiflung bringen kann. Und man kann nur froh sein, dass auch dieses „dicke Ende“ nicht das letzte Kapitel zwischen diesen beiden Männern ist.

Hören wir zunächst auf den ersten Teil des heutigen Predigttextes, **Matthäus 16,13-19:**

Jesus kam in die Gegen von Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: „Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei?“ Sie sprachen: „Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten.

Er fragte sie: „Wer sagt denn ihr, dass ich sei?“ Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“

Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“

Liebe Gemeinde,

besser geht's nimmer, sollte man meinen, nicht wahr?! Was für ein Dialog zwischen

Jesus und Simon! Beide sehe ich nach diesen Worten sozusagen einen Kopf größer dastehen, als es noch gerade zuvor der Fall war. Der eine gleichsam geadelt zum Gottessohn, zum Christus, also zu *der* Rettergestalt des jüdischen Glaubens schlechthin – „*Jesus Christ Superstar*“ im wahrsten Sinne des Wortes! Aber Simon rangiert nur wenig darunter: erhoben wird er zum „Petrus“, zu deutsch: zum Felsen, der das Fundament der Kirche werden soll, ja noch mehr: er wird erhoben zum Inhaber einer Schlüsselgewalt, die Ihresgleichen sucht. Monumental mutet sie an, diese Szene, diese „Schlüsselszene“ im wahrsten Sinne des Wortes!

Und hier werden nicht einfach nur lapidare Feststellungen getroffen, nein: hier wird mit Leib und Seele gesprochen, so dass diejenigen, die hier sprechen, mit ihrer ganzen Existenz einstehen für den Inhalt ihrer Worte. **„Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“** – das ist nichts weniger als ein Bekenntnis, ein Glaubensbekenntnis, das Petrus hier für Jesus ablegt. Und: **„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“** – das ist auf seine Weise auch ein Bekenntnis, das nun Jesus im Hinblick auf Petrus ablegt, verbunden mit einer Verheißung, die größer nicht gedacht werden könnte. Da schwingt durchaus Pathos mit; solche Worte sagt man nicht „einfach mal so“, nein: sie wiegen schwer und klingen nach – in der katholischen Kirche so massiv, dass man dort meint, in ihnen die biblische Begründung für die Einrichtung des Papsttums finden zu können.

Ich habe ja schon angedeutet, dass das dicke Ende dieser Geschichte noch aussteht, dass also – anders, als man meinen sollte – hier noch nicht alles gesagt ist. Aber zunächst möchte ich einmal völlig ungeschmälert das zu erfassen und auch zu würdigen versuchen, was wir hier gerade gehört haben:

Wer auch immer meint, in der Bibel eine Religion zu finden, in der der Mensch klein und hässlich dastehe im Gegenüber zu einem übermächtigen, alles an sich reißenden Gott, der kann diese Passage aus Matthäus 16 nicht wirklich zur Kenntnis genommen haben. Ja ich sage Ihnen ganz ehrlich: Mir stockt geradezu der Atem bei dem, was Jesus dem Simon hier alles an Würdigung zuteil werden lässt: Schlüssel des Himmelreichs, Macht zum Binden und zum Lösen auf Erden mit Folgen für den Himmel!!

Machen wir uns doch bitte mal klar, was das bedeutet: Man hat doch geradezu den Eindruck, hier gebe Gott sein Ureigenstes aus der Hand! Mit der Schlüsselgewalt ist das ja so eine Sache: Wir werden hier in der Thomaskirche ja immer mal wieder damit konfrontiert, dass jemand, der hier regelmäßig eine Veranstaltung durchführt, auch gern einen Schlüssel für Kirche und Gemeindezentrum haben möchte. Ja und nun glauben Sie bitte nicht, es sei so einfach, den von uns zu bekommen! Und wenn, dann gucken wir so genau wie möglich hin, welche Schlösser der Betreffende denn nun für seine Gruppe öffnen können muss. Und dann bekommt er den entsprechenden Schlüssel – möglicherweise, nach reiflicher Überlegung unsererseits, und wenn überhaupt, dann nur gegen eine Schlüsselquittung! Ist ja wohl klar!

Einige von Ihnen wissen, dass es für mich kaum eine unangenehmere Situation gibt, als wenn ich meinen „GHS“ mal verlegt habe, meinen „Generalhauptschlüssel“, der nun wirklich für alle Schlösser im Gemeindezentrum passt. Wenn er dann – wie zum Glück bisher immer! – wieder auftaucht, dann fällt mir der sprichwörtliche Stein vom Herzen, das kann ich Ihnen sagen!

Ja und hier nun – in Matthäus 16? Nix Schlüsselquittung, noch nicht mal eine ausgiebige Überlegung, nein: Dem Petrus wird der GHS Gottes von jetzt auf gleich anvertraut, ohne Wenn und Aber!

Hier geht es um nichts Geringeres als um die Kompetenz des Vergebens der Sünde – nichts Anderes ist gemeint, wenn vom „Binden und Lösen“ die Rede ist. Und damit wir uns richtig verstehen: Es geht mit der Kompetenz des Vergebens zugleich auch um die Kompetenz der Verweigerung der Vergebung!

Da fragt man sich doch unwillkürlich: Sind diese Kompetenzen in Menschenhand überhaupt gut aufgehoben? Wenn unsereiner seinen GHS schon mal verkrost, ist das ja schon übel genug. Aber immer noch vergleichsweise banal, wenn man sich vorstellt, Petrus wäre ähnlich schlampig beim Binden und Lösen!

Beides kann ja fatal sein: sowohl eine allzu schnelle, eine allzu wohlfeile Vergebung – wenn sie ohne echte Reue auf Seiten des Sünders erfolgte und damit etwa so wirken würde, dass der Gedanke aufkäme, den der französische Spötter Voltaire in seine berühmten Worte gefasst hat: „*Gott vergibt, das ist ja sein Metier!*“

Aber mindestens genauso fatal wäre es sicherlich, Vergebung zu verweigern, wo sie ernstlich und mit echter Reue erbeten wird.

Wer aber könnte schon garantieren, dass so ein wankelmütiger Charakter wie ausgerechnet Simon mit dieser Schlüsselgewalt immer verantwortlich umgehen wird? Ausgerechnet er, von dem wir doch gerade vorhin in der Lesung gehört haben, wie schwankend sein eigener Glaube bisweilen ist? So einer als „Fels“, als „Petrus“? Mit Verlaub: ist das nicht eine krasse Fehlbesetzung? Erweist sich Jesus hier nicht als höchst fragwürdiger „Personalchef“ im Hinblick auf seine „Firma“ namens Kirche, wenn er ausgerechnet so einem Simon derartige Kompetenzen zuspricht?

Und man muss nicht erst im Gefolge der Reformation das Papsttum grundsätzlich kritisch zu sehen gelernt haben, um festzustellen: Hier sind Menschen von vornherein überfordert! Es ist noch nicht mal ein besonderes Unvermögen des Simon notwendig, um diese Kompetenzen, die Jesus hier verteilt, als heillose Überforderung erscheinen zu lassen!

Wie Sie wissen, hat die Römisch-Katholische Kirche gemeint, aus dieser Verheißung Jesu an Simon Petrus die Lehre der so genannten Unfehlbarkeit des Papstes samt seinem so genannten Jurisdiktionsprimat ableiten zu müssen. Unnötig zu erwähnen, dass Protestanten bei aller berechtigten und notwendigen Begeisterung für die Ökumene an dieser Stelle nicht mitkönnen – und viele Katholiken hier ja auch längst mit den Augen rollen, statt diese Vorstellung wirklich voller Überzeugung hochzuhalten.

Und, nebenbei bemerkt: Der gegenwärtige Papst ist uns ja wohl vor allem deshalb so sympathisch, weil er gerade *nicht* mit einer unfehlbaren Attitüde an die Öffentlichkeit geht, sondern sich durchaus auch als nachdenklicher, als fragender, nicht zuletzt als demütiger Nachfolger Jesu zeigt – und eben nicht als schlüsselschwingender autoritärer Agent einer himmlischen Wach- und Schließgesellschaft!

Aber nun *hat* Jesus ausgerechnet den häufig gar nicht so solide auftretenden Simon zum Petrus geadelt! Ihm und keinem anderen hat er den GHS anvertraut. (Wobei, das sei sozusagen in Klammern hinzugefügt: zwei Kapitel später dehnt er diese Vollmacht zum Binden und Lösen auf alle seine Jünger aus! Aber das macht die Sache ja nicht etwa besser!

Man hat vielmehr den Eindruck: Jetzt ist die göttliche Personalabteilung völlig aus dem Ruder gelaufen! Mit dieser Kirche kann es doch nur schiefgehen!)

Aber, liebe Gemeinde, ich unterstelle ganz einfach mal: Jesus ist nicht der inkompetente Personalchef, als der er hier fast zwangsläufig erscheint. Ich versuche die ganze Sache einmal aus einer anderen Perspektive in den Blick zu nehmen: Was sich hier ereignet, ist eine unglaubliche Würdigung des Petrus, nachher des gesamten Jüngerkreises durch Jesus. Er traut uns Menschen etwas zu! Er verleiht uns Kompetenzen, deren wir aus unseren eigenen Kräften heraus gerade nicht würdig sind! Er hält uns gerade nicht klein und schwach, sondern macht uns groß und stark!

Freilich nicht einfach so. Sondern nach dem Bekenntnis, das Simon zu ihm abgelegt hat: „**Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!**“ Auch wenn Simon sozusagen das Niveau dieses Bekenntnisses schon kurze Zeit später leider nicht durchhält – Jesus würdigt ihn aufgrund dieser Worte, die er spricht und in denen er gleichsam einen Geistesblitz unter Beweis stellt, einen „Blitz des Heiligen Geistes“ sozusagen.

Simon hat erkannt: Er, Jesus, gehört von A bis Z auf die Seite Gottes, so sehr er nun von A bis Z in die Welt der Menschen eingetaucht ist. Diese Erkenntnis ist die Grundlage der Würdigung, die Simon zuteil wird, die ihn zum Petrus macht. Und das heißt für uns: Wollen wir an der Würdigung teilhaben, dann sollten wir diese Grundlage nie vergessen.

Nun aber geht die Geschichte ja weiter, und zwar mit einem irritierenden kleinen Sätzchen **Vers 20**:

Da gebot er seinen Jüngern, niemandem zu sagen, dass er der Christus sei.

Da fragt man sich doch unwillkürlich: Was soll jetzt das? Simon hat seinen Geistesblitz kundgetan und damit das Entscheidende gesagt. Das schreit doch förmlich nach Öffentlichkeit! Das muss doch ganz einfach jetzt raus; an alle Ohren soll es dringen! Warum in aller Welt sollten die Jünger es für sich behalten müssen?

Liebe Gemeinde,

die weitere Folge der Geschichte zeigt uns den Grund für Jesu merkwürdige Haltung an dieser Stelle: Er ist durch und durch Realist. Er weiß: Was da gerade gelaufen ist, hat eine Tendenz hin zur Euphorie. Wie gesagt: Hier winkt „*Jesus Christ Superstar*“. Und das mag ja faszinierend sein, es mag unglaublich schön erscheinen. Nur: Das ist eben nicht Jesus, „**der Christus, des lebendigen Gottes Sohn**“.

Anders gesagt: Das Bekenntnis war korrekt – aber selbst der Bekenner hat es wohl nicht wirklich verstanden, wie wir gleich merken werden. In seinem Bekenntnis war Petrus sich sozusagen selbst voraus.

Denn noch steht etwas aus, um das Jesus weiß und um das alle anderen nicht wissen können vor allem aber nicht wissen wollen, wie wir nun hören. Es geht um Jesu Leidensweg. Ich lese die **Verse 21-23**:

Seit der Zeit fing Jesus an, seinen Jüngern zu zeigen, wie er nach Jerusalem gehen und viel leiden müsse von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen.

Und Petrus nahm ihn beiseite und fuhr ihn an und sprach: Gott bewahre dich, Herr! Das widerfahre dir nur nicht!

Er aber wandte sich um und sprach zu Petrus: Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.

Da ist es, liebe Gemeinde: das „dicke Ende“. Was für eine Ernüchterung nach dem Rausch der Verheißung infolge des Bekenntnisses, das Simon zu Jesus abgelegt hatte!

Fingerdick wird es Petrus und uns vor Augen gemalt: Ohne Passion, ohne Leiden und Sterben und Auferstehen ist Jesus, der Christus, des lebendigen Gottes Sohn, nicht zu haben. So gedacht, ist er „**menschlich**“ gedacht, ja geradezu ärgerlich, um nicht zu sagen: satanisch! Wenn schon „*Superstar*“, dann nur mit alledem und durch all das hindurch. Was dann wiederum dieses Schlagwort „*Superstar*“ völlig neu qualifiziert!

Es mangelt ja bis heute nicht an wirklich gut gemeinten Versuchen, Jesus verstehen und für heute fruchtbar machen zu wollen, indem aber gerade alles das, was mit seinem Leiden und Sterben zu tun hat, ausgeblendet wird. Es erscheint dann höchstens als geradezu tragisches Schicksal, das nun mal so einem widerfahren kann, der gegen den Strom schwimmt, der die Autoritäten gegen sich aufbringt und dafür dann die Zeche zahlen muss. Unerträglich dagegen ist Vielen der Gedanke, dass Gott Dergleichen zuließe, geschweige denn dass er in irgendeiner Form dahinterstehe und seinen Willen durch Dergleichen hindurch ans Ziel bringen könnte. Abstoßend, makaber, menschenfeindlich erscheint vielen Menschen diese Vorstellung.

An dieser Stelle erlaube ich mir eine islamkritische Bemerkung: Vielleicht wissen Sie es: Im Koran ist ja viel von Jesus die Rede. Für den Islam ist er ein wichtiger Prophet. In Sure 4 wird von seiner Kreuzigung berichtet. Das heißt: es wird eben nicht davon berichtet. Es wird von der Absicht der Juden berichtet, Jesus zu kreuzigen. Aber dann nimmt die Schilderung eine merkwürdige und offenbar auch im arabischen Original kaum zu verstehende Wendung, und heraus kommt: wirklich gekreuzigt wurde Jesus nicht. Bisweilen wird die Passage so gedeutet, als habe ein anderer Mensch an seiner Stelle dieses Schicksal erlitten.

Deutlich wird jedenfalls: Ein Prophet, also jemand, den Gott gesandt hat, soll vor so einem schmachvollen Schicksal gerade bewahrt werden. Das widerfährt einem Propheten Gottes gerade nicht, dass Gott ihn dermaßen elend im Stich ließe!

Ich sagte: Ich mache eine islamkritische Bemerkung. Weil hier im Koran auf etwas andere Weise etwas ganz ähnliches geschieht, wie Petrus es in unserer Geschichte aus Matthäus 16 auch will: Jesus soll sein furchtbares Leiden erspart werden.

Und da wird die islamkritische Bemerkung sofort zur selbstkritischen Bemerkung, ja ausgerechnet der Islam rückt unserem spontanen Empfinden so nahe, wie Mancher das wohl kaum für möglich gehalten hätte!

Denn wer von uns könnte diese Haltung nicht nachvollziehen? Wer könnte es leichten Herzens hinnehmen, Gott selber habe Jesus auf den Weg des Leidens und Sterbens geschickt, habe all das zugelassen, ja selber ins Werk gesetzt?

Aber so nachvollziehbar diese Gedanken und Gefühle sind, Jesus kommentiert den, der ihm in diesem Sinne so wohlmeinend zuredet, knallhart: „**Geh weg von mir, Satan!**“ Satan, liebe Gemeinde, ist eben nicht die Karnevalsfigur, die wir aus ihm gemacht haben

und die wir vielleicht bald wieder sehen werden. Es ist bisweilen viel satanischer, es immer und überall gut zu meinen, als sich den Härten des Lebens zu stellen.

Jesus denkt an dieser Stelle gar nicht über Sinn und Zweck seines Leidensweges nach, und das würde auch unsere heutige Predigt überfrachten. Aber wir kommen nicht umhin zu sehen: geradezu fingerdick malt er es uns hier vor Augen: Mein Leben als Christus, als Sohn des lebendigen Gottes, ist kein Schweben auf Wolke 7, sondern ein mühevoller, schmerzvoller Gang auf einem steinigen, dornigen Weg. Und nur so viel möchte ich an dieser Stelle hinzufügen: Gerade so ähnelt er unseren Wegen durch das Leben wohl eher, als wenn er anders, glatter und harmonischer verlief. Gerade so macht Jesus unseren Weg zu seinem Weg – und ebnet uns damit unseren Weg, auf dem wir ansonsten wohl nur ins Straucheln geraten und zu Fall kommen würden, aber nicht unser Ziel erreichen könnten.

Es bleibt für heute beim „dicken Ende“ der Geschichte. Immerhin ist, um im Bilde zu bleiben, ein solches Ende eben von seinem Gehalt her gerade nicht „dünn“. Es ist vielmehr erfahrungsgesättigt und vielleicht gerade dadurch wirklich tröstlich!

Und ein Letztes, das ich für sehr bemerkenswert halte: Selbst Simon Petrus, dem „**Satan**“, dem „**Ärgernis**“, wird keine einzige der Zusagen wieder entzogen, die Jesus ihm kurz zuvor gemacht hat. Er behält den himmlischen GHS, den Generalhauptschlüssel, und die Befähigung zum Binden und Lösen. Schwer nachzuvollziehen. Aber wahr. Gott sei Dank! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Johannes 18,12-27,

Predigtreihe „Simon Petrus – Jesu erster Jünger“

Teil 3: Und alsbald krächte der Hahn

am 17.01.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde ,

zwischen großem Mut und jämmerlichem Versagen ist die Distanz manchmal gar nicht so groß. Dafür ist Simon Petrus in der Bibel das beste Beispiel. Vor allem ist er das beste Beispiel für das, was wir heute „Aktivismus“ nennen. Immer will er etwas tun, will Situationen ändern, will sie nicht hinnehmen. Und hat er nicht Recht?

Nehmen wir das Beispiel der Gefangennahme Jesu, von der wir in der Lesung hörten. Da denkt man doch unwillkürlich: Gut so, Petrus! Immerhin einer, der sich vor seinen Herrn stellt, der es nicht kampfflos hinnimmt, dass der hier wie ein Verbrecher einkassiert und abgeführt wird - bezeichnenderweise in eine Nacht- und Nebelaktion, die das Tageslicht scheut. Denn darin deutet sich ja bereits an: Jesu Feinde haben ihm nichts vorzuwerfen.

Simon Petrus ist der einzige, der diesem skandalösen Verhalten einer so genannten Justiz etwas entgegensetzen will. Wie immer bei ihm kommt es zur Aktion. Und er riskiert ja auch durchaus etwas: Wer das Schwert zieht, der läuft Gefahr, auf entsprechende Gegenwehr zu treffen. Ja, Simon ist hier wirklich mutig; hier leuchtet etwas von dem „Fels“ auf, von dem „Petrus“, zu dem Jesus ihn geadelt hat. – Oder etwa nicht?

Jesus scheint das anders zu sehen. Statt den Mut seines ersten Jüngers in irgendeiner Form zu würdigen, fährt er ihm im wahrsten Sinne des Wortes in die Parade. Er weist sein Verhalten zurück; er heilt das Ohr. Simon Petrus versteht die Welt nicht mehr, und ich verstehe ihn wiederum hier sehr gut. Da hat immerhin einer den Mut, sich für Jesus in die Bresche zu werfen – und blitzt ab. Ja was um alles in der Welt will Jesus denn, bitte sehr?

Nun, zunächst erfahren wir hier in kaum zu überbietender Deutlichkeit, was er nicht will: dass für ihn Gewalt geübt wird. Einsatz von Waffen zugunsten des Sohnes Gottes und damit zugunsten Gottes selbst – das ist das, was wir heute auf Neudeutsch ein absolutes No-Go nennen würden. Die Frage nach der Legitimität oder gar der Notwendigkeit des Einsatzes von Gewalt ist ja ohnehin ein äußerst heißes Eisen. Ganz einfache Antworten gibt es da kaum einmal.

Aber soviel ist dem Zeugnis des Neuen Testaments gemäß nun wirklich klar, und hier sagt Jesus es in aller Deutlichkeit: Gott will nicht mit Waffengewalt verteidigt oder gar in irgendeiner Form vorangebracht werden. Heute wünschten wir uns ähnlich klare Stellungnahmen insbesondere seitens gewisser Kreise im Islam – zu Recht! Hier hat der Islam offensichtlich eine Menge aufzuarbeiten.

Vergessen wir gleichwohl nicht, dass das in der Geschichte der christlichen Kirche häufig nicht besser ausgesehen hat. Die Kreuzzüge etwa gehören zu den dunkelsten Kapiteln der Kirchengeschichte. Und es zeugt nicht gerade von ausgeprägter Sensibilität, wenn bestimmte evangelikale Kreise bis heute unter dem Label „Campus Crusade for Christ“

auftreten: Das bedeutet etwa: „Kreuzzug für Christus auf dem Universitätscampus“, und die Organisation richtet sich an Studenten. Übrigens las ich jetzt auf der Homepage dieser Organisation, dass sie seit einigen Jahren die Abkürzung „Cru“ bevorzugt. So kann man es natürlich auch machen: durch eine Abkürzung alles einfacher und handlicher machen, zugleich die ursprüngliche Bedeutung, die vielleicht hier und da nicht mehr gut rüberkommt, verdunkeln – aber sie letztlich immer noch und weiter im Namen führen...

Es bleibt dabei: Jesus will keine Gewalt zu seinen Gunsten. Sein Weg geht ans Kreuz – auch wenn Simon Petrus das nicht versteht und nicht will. Aber es ist ja durchaus nicht so, als hätte Jesus keine Erwartungen an Simon Petrus. In den Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas haben wir die Szene im Garten Gethsemane, wo Jesus in der Nacht vor seiner Gefangennahme intensiv betet und mit seinem kommenden Schicksal hadert: Da hat er einen Wunsch an seine Jünger: Wachtet und betet mit mir! Und was tun sie? Sie schlafen ein! Dreimal hintereinander. Dreimal: das signalisiert eine gewisse Vollständigkeit. Wir werden dieser Zahl auch in unserem heutigen Predigttext gleich begegnen. Wer dreimal hintereinander an derselben Stelle versagt, bei dem stehen die Chancen wahrlich schlecht, dass er es beim vierten Mal anders machen wird.

Liebe Gemeinde,

es ist offensichtlich soviel einfacher, zum Schwert zu greifen, als sich der mühevollen Aufgabe des Wachens und Betens zu stellen. Hauruckaktionen liegen uns eher als das unspektakuläre, aber dafür konsequente Zurseitestehen, das Dabeibleiben. Das Laute liegt uns mehr als das Leise. Einen gordischen Knoten wollen wir zerschlagen. Mühsames Aufdröseln ist nicht unser Ding.

All dies geht unserem heutigen Predigttext voran und führt uns zugleich zu ihm hin. Hören wir nun auf die Fortsetzung unseres Lesungstextes; hören wir auf **Johannes 18,12-27**:

Die Schar aber und ihr Anführer und die Knechte der Juden nahmen Jesus und banden ihn und führten ihn zuerst zu Hannas; der war der Schwiegervater des Kaiphas, der in jenem Jahr Hoherpriester war. Kaiphas aber war es, der den Juden riet, es wäre gut, ein Mensch stürbe für das ganze Volk.

Simon Petrus aber folgte Jesus nach und ein anderer Jünger. Dieser Jünger war dem Hohenpriester bekannt und ging mit Jesus hinein in den Palast des Hohenpriesters.

Petrus aber stand draußen vor der Tür. Da kam der andere Jünger, der dem Hohenpriester bekannt war, heraus und redete mit der Türhüterin und führte Petrus hinein. Da sprach die Magd, die Türhüterin, zu Petrus: Bist du nicht auch einer von den Jüngern dieses Menschen? Er sprach: Ich bin's nicht. Es standen aber die Knechte und Diener und hatten ein Kohlenfeuer gemacht, denn es war kalt, und sie wärmten sich. Aber auch Petrus stand bei ihnen und wärmte sich.

Der Hohepriester befragte nun Jesus über seine Jünger und über seine Lehre. Jesus antwortete ihm: Ich habe frei und offen vor aller Welt geredet. Ich habe allezeit gelehrt in der Synagoge und im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich? Frage die, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Siehe, sie wissen, was ich geredet habe.

Als er so redete, schlug einer von den Knechten, die dabeistanden, Jesus uns Gesicht und sprach: Sollst du dem Hohenpriester so antworten? Jesus antwortete: Habe ich übel geredet, so beweise, dass es böse ist; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? Und Hannas sandte ihn gebunden zu dem Hohenpriester Kaiphas.

Simon Petrus aber stand da und wärmte sich. Da sprachen sie zu ihm: Bist du nicht einer seiner Jünger? Er leugnete und sprach: Ich bin's nicht.

Spricht einer von den Knechten des Hohenpriesters, ein Verwandter dessen, dem Petrus das Ohr abgehauen hatte: Sah ich dich nicht im Garten bei ihm? Da leugnete Petrus abermals, und alsbald krähte der Hahn.

Liebe Gemeinde,

der Evangelist Johannes hat noch stärker als die anderen drei biblischen Evangelisten diese Szene als Kontrast gestaltet: als Kontrast zwischen dem so unglaublich souveränen Auftreten Jesu im Verhör vor dem Hohenpriester einerseits und dem so kopflosen, angstgesteuerten Verhalten des Simon Petrus vor zunächst einer Magd und dann anderen Anwesenden andererseits.

Wobei man ja zunächst mal anerkennen muss: er, Simon Petrus, ist offensichtlich nicht einfach in lauter Panik abgehauen, als Jesus gefangengenommen wurde. Gemeinsam mit einem anderen Jünger folgt er Jesus an den Ort seines ersten Verhörs. Dieser andere Jünger ist übrigens eine geheimnisvolle Figur: namenlos, aber von wichtiger Funktion, weil er als ein Türöffner für Simon Petrus fungiert. Das ist ja in der Gesamtschau etwas pikant: Der Inhaber der Schlüsselgewalt bedarf eines namenlosen Türöffners! Dieser verschwindet aus der Geschichte so lautlos, wie er in sie hineingekommen ist. Wir werden ihm im Predigttext des kommenden Sonntags wiederbegegnen und dann näher über ihn nachdenken.

Simon Petrus ist also nahe dran am Geschehen um seinen Herrn. Aber nun, wir hörten es, gerät er ins Blickfeld. Und da ist nun nichts mehr zu spüren von dem Mut, mit dem er noch kurz zuvor bei Jesu Gefangennahme zum Schwert gegriffen hatte. Im Gegenteil: vor einer Magd knickt er ein, als es gilt, sich zu Jesus zu bekennen. Und dann ein weiteres Mal vor irgendwelchen ungenannten Anwesenden. Und ein drittes Mal – diesmal spricht ihn ein Verwandter des Soldaten an, dem er das Ohr abgehauen hatte. Sein gesamter Mut hat ihn verlassen: Dreimal leugnet er – und es kräht der Hahn.

Das Johannesevangelium schweigt sich über eine Reaktion des Petrus auf dieses Krähen des Hahnes aus. Bei den anderen biblischen Evangelisten heißt es noch: Und er ging hinaus und weinte bitterlich. Hier, bei Johannes, bleibt die Szene in all ihrer Härte stehen. Sein Leben hatte Simon Petrus für Jesus lassen wollen, ja das Schwert hat er für ihn erhoben – und jetzt knickt er vor Angst ein, dreimal. Wiederum gilt: Wo jemand dreimal hintereinander versagt hat, da hat er richtig versagt. Da stehen die Chancen äußerst schlecht, dass er nochmal die Kurve in die Gegenrichtung kriegt.

Vielleicht verdient ein kleines Detail an dieser Stelle Beachtung, über das man leicht hinwegliest. Nach der ersten Verleugnung geht es mit der Handlung nicht sofort weiter, sondern es erfolgt eine Art Einschub: **Es standen aber die Knechte und Diener und hatten ein Kohlenfeuer gemacht, denn es war kalt, und sie wärmten sich. Aber auch Petrus stand bei ihnen und wärmte sich.**

Von der Sache her scheint das nebensächlich zu sein. Aber hier liegt viel Symbolkraft verborgen: Es ist kalt, die Leute suchen die Wärme. Klar – das können wir in diesen Tagen nachvollziehen. Aber nun gesellt sich Petrus zu ihnen und macht es ebenso. Das heißt hier doch: Er hält die „Kälte“ nicht aus, die ihm drohen würde, wenn er jetzt den Mut hätte, sich zu Jesus zu bekennen. Er sucht die Wärme, die Gemütlichkeit, einen Ort, wo es angenehm ist. – Wie nachvollziehbar! Wie verständlich! Aber eben nur zu haben um den Preis der Verleugnung!

Liebe Gemeinde,

in diesem Simon Petrus werden wir ein ums andere Mal mit uns selber konfrontiert: mit unserem guten Willen, an dem es uns in der Regel ja nicht mangelt. Dann aber auch mit unserer Schwäche, wenn es hart auf hart kommt, wenn es darum geht, dem Willen Taten folgen zu lassen. Insbesondere Taten, die uns etwas kosten: eine klare Stellungnahme, eine in gewissem Sinne exponierte Existenz, das Aushalten von Kälte und unangenehmen Temperaturen im übertragenen Sinne. Da knicken wir immer wieder ein; da werden wir der Schlüsselgewalt nicht gerecht, die uns anvertraut wurde.

Irgendwann kräht dann auch für uns ein Hahn. Irgendwann müssen dann auch wir aus der Dunkelheit in das Tageslicht treten. Und dann ist dieses Tageslicht nicht wärmend, nicht erhellend, sondern dann lässt es uns unsere Jämmerlichkeit nur umso ungeschminkter und umso deutlicher erkennen. Kein schöner, kein erstrebenswerter Zustand ist das.

„Was ist doch wohl die Ursach solcher Plagen?“ – So haben wir vorhin im Lied von Johann Heermann singend gefragt. Und wir haben selber geantwortet: *„Ach, meine Sünden haben dich geschlagen; ich, mein Herr Jesus, habe dies verschuldet, was du erduldet!“*

So hält uns Jesus in Gestalt des Simon Petrus den Spiegel vor. Und das ist so verräterisch: Wir sind eher bereit, das Schwert zu erheben, als treu und fest im Bekenntnis zu Jesus zu bleiben. Viel Wirbel machen, das können wir. Die einfachen Lösungen präsentieren, das liegt uns näher als das mühsame Abwägen, als der stetige verlässliche Einsatz. Lieber die große, laute Geste als das wenig spektakuläre, regelmäßige, aber dafür konsequente und nachhaltige Reden und Handeln.

Wir könnten sicherlich aus unserem jeweiligen ganz privaten Umfeld einige Beispiele für dies alles beisteuern. Aber auch im öffentlichen Leben lässt es sich beobachten: Was war das für eine Euphorie, als die ersten Flüchtlinge bei uns eintrafen! Ja sogar als sie immer zahlreicher wurden, durften wir eine Willkommenskultur bei uns erleben, die Eindruck machte! Die ersten kritischen Stimmen wurden noch recht leicht zum Schweigen gebracht.

Inzwischen merken wir: Es wird schwieriger. Die Massen von Menschen, die da zu uns kommen, sind wirklich schwer zu bewältigen. Die Politik muss sich in der Tat Lösungen einfallen lassen, die den Zustrom auf irgendeine Weise begrenzt.

Und dann kommen auch noch solche Ereignisse dazu wie die in der Silvesternacht kürzlich. Schon kippt die Euphorie; teilweise macht sich offene Abneigung breit, und im Handumdrehen gerät jeder Araber unter Generalverdacht.

Vielleicht ähneln wir Simon Petrus ja auch darin, dass wir zunächst wie er in großer Euphorie die Latte unglaublich hoch zu legen pflegen. Dann jedoch, wenn sich die Tücken und Enttäuschungen des Alltags einstellen, knicken wir ein und werden unseren tollen Vorsätzen nicht mehr gerecht.

Etwas mehr Realitätsbewusstsein täte uns ebenso gut, wie es Simon Petrus gut tun würde. Sowohl da, wo es leicht euphorisch wird – da sollten wir es etwas bescheidener angehen und die Erwartungen nicht in den Himmel wachsen lassen. Als auch da, wo es unangenehm wird: da sollten wir mehr Augenmaß unter Beweis stellen und klar bei dem bleiben, was wir doch grundsätzlich als richtig erkannt haben. Das gilt für die Flüchtlingsarbeit ebenso wie ganz grundsätzlich im Leben.

Ich sagte: In Simon Petrus begegnen wir uns selbst, unseren Schwächen; in ihm hält Jesus uns den Spiegel vor. Das Ende unserer heutigen Geschichte ist in dieser Hinsicht richtig bitter. Der Hahn kräht – und ob Simon Petrus nun weint oder nicht: im Raum steht sein Versagen, sein dreifaches Versagen, und da gibt es nichts zu beschönigen.

Gleichwohl gilt es auch hier genau hinzuhören. So wie wir schon letzten Sonntag feststellen durften: Ungeachtet aller Kritik, die Jesus an Simon Petrus richtet, ja ungeachtet sogar der Tatsache, dass er ihn als „Satan“ und als „Ärgernis“ anredet, entzieht er ihm die einmal verliehene Schlüsselgewalt nicht wieder.

Ähnlich ist es heute: Ganz zu Anfang der Lesung, da hörten wir, wie Jesus zu Simon Petrus sagt: **Wo ich hingehe, da kannst du mir diesmal nicht folgen.** Dann aber fügt er noch hinzu: **Aber du wirst mir später folgen.**

Jesus blickt scharf und streng auf das Versagen seines ersten Jüngers Simon Petrus. Aber er blickt zugleich darüber hinaus. Er weiß: Für Simon Petrus wird der Tag kommen, an dem er sein Versagen hinter sich lässt. An dem er sich wirklich ungeteilt zu mir bekennt. Und an dem er folglich ganz an mir Anteil gewinnen wird.

Nicht, als könnte sich Simon Petrus nun mit dieser Verheißung bequem zurücklehnen in der Meinung: Ende gut, alles gut. Schließlich und endlich kommt ja doch alles in die Reihe – hat der Herr ja selber so gesagt.

Nein: Er, Simon Petrus, wird schon mit Leib und Seele für Jesus einstehen müssen. Er wird schon noch eines Tages das tun müssen, was er heute noch nicht zu tun in der Lage war. Aber er darf wissen: für Jesus bin ich mit meinem Versagen noch nicht erledigt. Er nagelt mich nicht ein für alle Mal darauf fest. Sondern er wird mir neue Räume eröffnen, in denen ich es besser machen darf als heute.

Das erspart mir heute nicht die Verzweiflung über mich selbst. Aber es lässt mich doch zuversichtlich nach vorn blicken. Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu Johannes 21,15-24,
Predigtreihe „Simon Petrus – Jesu erster Jünger“
Teil 4: „Hast du mich lieb? Weide meine Schafe!“**

**am 31.01.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

Liebe Gemeinde,

die Zahl drei spielte schon beim dritten Teil der Predigtreihe zum Apostel Simon Petrus eine wichtige Rolle: dreimal hatte Jesu erster Jünger seinen Herrn in der Nacht seiner Gefangennahme verleugnet. Der Hahn hatte gekräht und Simon Petrus sein Versagen unmissverständlich vor Augen geführt.

Heute werden wir dieser Zahl drei wiederbegegnen. Wieder signalisiert sie eine gewisse Vollständigkeit. Nun jedoch sind wir in der Zeit nicht nur nach Jesu Tod angekommen, sondern sogar in der Zeit nach seiner Auferstehung. In der Lesung haben wir bereits gehört, was der Evangelist Johannes dazu berichtet. Und wir stellen fest: Simon Petrus, wie gesagt Jesus „erster Jünger“ in mehrfacher Hinsicht, er hat bei Johannes einen merkwürdigen „Kollegen“, der ihm zu einer Art „Konkurrenten“ wird – im wahrsten Sinne des Wortes: ein „Konkurrent“ ist ja, wörtlich übersetzt, einer, der mit mir läuft, ja rennt, und zwar um die Wette. Genau das tut dieser merkwürdige Kollege: Er rennt mit Simon Petrus um die Wette hin zum Grab, von dem die Frauen berichtet haben, es sei leer; der Leichnam Jesu sei nicht mehr dort. Wir haben es im ersten Teil der Lesung gehört: Der Konkurrent gewinnt den Lauf – und lässt dann großzügig Simon Petrus den Vortritt, sich die Lage der Dinge genauer anzusehen.

Und dann, im zweiten Teil der Lesung: da hörten wir, wie es gerade nicht Simon Petrus ist, sondern dieser andere Jünger, der in dem für das bloße Auge nicht erkennbaren Mann am Ufer Jesus identifiziert. Wieder hat er Simon Petrus etwas voraus. Aber wieder ist es dann eben nicht der Konkurrent, sondern Petrus, der ins Wasser springt, um als erster bei seinem Herrn am Ufer anzukommen.

Dieser merkwürdige Kollege und Konkurrent, den die anderen Evangelien nicht kennen, er hat bei Johannes keinen echten Namen. Aber er erhält eine Bezeichnung, die es in sich hat: er ist der „**Jünger, den Jesus liebhatte**“. Schon regt sich eine gewisse Verstimmung in mir: Ja hat Jesus denn nicht alle seine Jünger lieb? Und nicht nur alle seine Jünger, sondern alle Menschen? Und zwar gleich lieb, bitte sehr? Wie ein guter Vater, eine gute Mutter ihre Kinder? Ja im Johannesevangelium fragt man sich unwillkürlich: Ist Simon Petrus überhaupt „*Jesu erster Jünger*“? Der Konkurrent steht irritierend im Weg, um das Mindeste zu sagen. Was ist seine Funktion in der Geschichte? Oder ich frage mal so: Inwiefern qualifiziert er die Person und auch die Rolle des Simon Petrus neu?

Mit diesen Fragen im Hinterkopf lassen Sie uns auf unseren heutigen Predigttext hören: **Johannes 21,15-24:**

Als sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieber, als mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Lämmer.

Spricht er zum zweiten Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe!

Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb? Petrus wurde traurig, weil er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb?, und sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, dass ich dich liebe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe! Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wo du nicht hin willst. Das sagte er aber, um anzuzeigen, mit welchem Tod er Gott preisen würde. Und als er das gesagt hatte, sprach er zu ihm: Folge mir nach!

Petrus aber wandte sich um und sah den Jünger folgen, den Jesus liebhatte, der auch beim Abendessen an seiner Brust gelegen und gesagt hatte: Herr, wer ist's, der dich verrät? Als Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: Herr, was wird aber mit diesem? Jesus spricht zu ihm: Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach!

Da kam unter den Brüdern die Rede auf: Dieser Jünger stirbt nicht. Aber Jesus hatte nicht zu ihm gesagt: Er stirbt nicht, sondern: Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht es dich an?

Dies ist der Jünger, der dies alles bezeugt und aufgeschrieben hat, und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist.

Liebe Gemeinde,

„*Du musst es dreimal sagen!*“ – So insistiert schon Mephisto in Goethes „Faust“. Hier tut Jesus es Simon Petrus gegenüber auch. Aber wie immer lohnt es sich, genauer hinzusehen und hinzuhören:

Zum Einen entspricht die Zahl der Fragen Jesu an Simon Petrus der Zahl der Verleugnungen, die Simon Petrus in der Nacht der Verhaftung Jesu angehäuft hatte. In dieser so simplen Tatsache wird schon sehr viel über Jesus im Verhältnis zu Simon Petrus deutlich:

Erstens: Jesus hat diese Verleugnungen nicht einfach vergessen. Jetzt kommt er als Auferstandener, ja. Er hat den Tod durchschritten und damit definitiv hinter sich gelassen, jawohl! Aber das heißt nicht, dass nun einfach über alles zuvor Geschehene der Mantel des Vergessens gebreitet würde. Die Enttäuschung, die Simon Petrus bei Jesus durch diese Verleugnungen hervorgerufen hatte, sie hat sich nicht einfach in Luft aufgelöst. Sie steht nach wie vor im Raum.

Allerdings, und das ist das Zweite, geht Jesus hier unglaublich subtil vor: Er spricht Simon Petrus nicht einfach auf das Geschehene an. Hätte er ja auch machen können: Du Feigling – mein „erster Jünger“!? Mit dir habe ich noch eine Rechnung Dreimal Verleugnung – dreimal dieselbe Frage!

Wobei: Bei genauem Hinhören stimmt das gar nicht. Zuerst fragt Jesus: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieber, als diese mich haben? Das heißt: Er fragt nach der Liebe des Simon im Vergleich zu der, die die anderen Jünger ihm entgegenbringen. Von seinem

„ersten Jünger“ erwartet Jesus offensichtlich mehr Liebe als von den anderen. Ganz nach einem anderen Bibelwort, wo es heißt: **„Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und wem viel anvertraut ist, von dem wird man um so mehr fordern.“** (Lukas 12,48)

Simons Antwort ist nun bezeichnend: **„Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe.“** Zum einen ist diese Antwort, wie ich finde, Ausdruck dessen, dass Simon tatsächlich einen Schritt weiter ist, als er es vor Jesu Tod war. Er sagt eben nicht: *„Jawohl, Herr, ich liebe dich ungleich viel mehr als alle anderen zusammen!“* – oder so ähnlich. So hätte er wohl früher noch geantwortet – hatte er damals doch pathetisch gelobt, für Jesus sogar in den Tod zu gehen! Mittlerweile ist er durch sein eigenes feiges Versagen enorm ernüchtert worden. So weit, so gut.

Aber so sehr Simon durch seine zurückhaltende, jeden Vergleich mit anderen scheuende Antwort zu erkennen gibt, dass er inzwischen etwas Bescheidenheit gelernt hat, so sehr bleibt auch etwas Unbefriedigendes in seiner Antwort: Diese Frage: **„Hast du mich lieb?“**, sie verlangt nach der Antwort: *„Ja, ich habe dich lieb!“* – und nicht nach der Antwort: **„Na hör mal: Das weißt du doch!“**

Der Grat, auf dem wir uns hier bewegen, ist sehr schmal. Dieses **„Das weißt du doch!“** – es weist die Frage in gewisser Hinsicht ab. In dieser Antwort liegt die Nuance: *„So hättest du doch gar nicht fragen müssen, wenn du etwas genauer nachgedacht hättest!“* Und damit gibt der Gefragte die Frage an den Fragenden zurück. Dieser wollte gewissermaßen ein Bekenntnis hören. Was aber kommt, ist der Verweis auf eine vermeintlich altbekannte Tatsache.

Also: So ganz zufriedenstellend ist Simons Antwort auf Jesu Frage nicht. Jesus setzt ein zweites Mal an: **„Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?“** – Diese zweite Frage ist nicht einfach die Wiederholung der ersten. Hier fehlt auf einmal der Vergleich mit den anderen! Jesus schraubt gewissermaßen seine Erwartungen an Simons Liebe zu ihm etwas herunter. Ob er jetzt zu einer klaren Antwort finden wird?

Leider Fehlanzeige: Simon wiederholt exakt, was er schon zuvor geantwortet hat. Woraufhin Jesus zur dritten Frage ansetzt. Und nun müssen wir genauer hinhören, als die Übersetzung Martin Luthers es uns ermöglicht. Bei ihm steht exakt derselbe Wortlaut wie bei Jesu zweiter Frage: **„Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?“** Aber im Griechischen steht etwas Anderes: Jesus benutzt ein anderes Wort für „lieben“ als bei seiner zweiten Frage! Stand dort das Verb „agapan“, das „Liebe“ im strengen Sinne von Nächstenliebe, von kompromisslos tätiger Liebe zugunsten anderer meint, so steht hier, in Jesu dritter Frage, das Verb „philein“. Und dessen Bedeutung ist doch um Einiges schwächer als die von „agapan“. Es heißt soviel wie „mögen“, „gern haben“. Wir müssen Jesu dritte Frage also so hören: **„Simon, Sohn des Johannes, magst du mich?“**

Das aber heißt doch jetzt: Jesus schraubt seine Erwartungen an Simon von Frage zu Frage ein wenig zurück. Zumal Simon auch auf die dritte Frage nichts Anderes zu erwidern weiß, als dass er Jesus auf das anspricht, was er doch eigentlich ohnehin längst wissen müsste.

Also mal ehrlich, liebe Gemeinde: So wirklich geglückt ist dieses Gespräch zwischen Jesus und Simon Petrus nicht. Nachösterlich ist es, ja. Aber dieser Rahmen bedeutet offensichtlich noch lange nicht, dass nun alles wunderbar und problemlos lief.

Ja es kommt noch etwas hinzu, das ich bisher ausgespart habe: Auf jede Antwort des Simon lässt Jesus einen Auftrag folgen: „**Weide meine Schafe!**“ Er legt Simon die Aufgabe des Hirten ans Herz. Ich höre das so: Jesus seufzt innerlich angesichts der etwas flügelahmen Antworten des Simon Petrus. Und durch den jeweils hinzugefügten Auftrag gibt Jesus zu erkennen: Weißt du was, Simon: Wenn das alles so klar ist, dass du mich liebst, dass du mich magst, dann stell es unter Beweis: nämlich indem du deiner Aufgabe an meiner Gemeinde nachkommst! Wohlgemerkt: an *meiner* Gemeinde, *meinen* Schafen! Denn auch wenn ich dir die Menschen anvertraut habe, so bleibe doch ich der Herr der Kirche. Du bist es nicht und wirst es auch nicht werden! – Genauso ist es zu verstehen, wenn Jesus dann noch zweimal an Simon den Ruf in die Nachfolge richtet. Wenn er denn tatsächlich weiter ist als in der Nacht der Verleugnung, wenn er denn Jesus wirklich liebt, dann muss er das tatkräftig unter Beweis stellen. Hier gilt das Motto: *Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!*

Und es folgt ein Satz aus dem Munde Jesu, der es in sich hat: **Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend und führen, wo du nicht hin willst.**

Es ist dies ja eine Erfahrung, die Menschen nach langen Jahren bisweilen machen: dass sie merken, wie wenig es ihnen gebracht hat, sich selbst den Sinn ihres Lebens geben zu wollen. Und dass es vielleicht eben doch wesentlich verheißungsvoller ist, das eigene Leben in Gottes Hand zu legen. Nicht als Zeichen von Schwäche, sondern von Lebensweisheit. Mit Mitte 50 bin ich sicher noch nicht in dem Alter, das Jesus hier anspricht. Aber ich möchte uns alle, egal wie alt wir sind, zumindest dazu aufrufen, an der Stelle realistisch zu sein, dass wir zugeben: Das, was wir uns für unser Leben so ausdenken, ist doch häufig dermaßen hohl, brüchig, kurzatmig. Und es ist ganz einfach pubertär-arrogant zu meinen, von der enormen Lebenserfahrung der Älteren nicht profitieren zu können. In einem gewissen Lebensalter mag man das ja mal meinen dürfen. Aber dann sollte man darüber auch bald wieder hinaus sein.

Der bekannte Theologe Hermann Gollwitzer hat seine Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion unter dieses Wort Jesu gestellt: „Und führen, wohin du nicht willst“. Es ist für ihn zugleich Lebenserfahrung und Anspruch: Du wirst von Gott anders geführt, als du willst. Aber du musst dich von Gott auch führen lassen und nicht unversehens doch immer wieder selber das Ruder übernehmen wollen. Und in diesem Sinne solltest du dich auch an deine Hirtenaufgabe machen.

Ist Simon Petrus nach dem – wie wir sahen – nicht so ganz gelungenen Gespräch mit Jesus nun dazu bereit? Es folgt in unserem Text noch der kleine Abschnitt mit dem erwähnten, Kollegen und Konkurrenten, dem so genannten „Lieblingsjünger“.

Gerade noch hat Jesus Simon in seine Nachfolge gerufen. Folgerichtig wäre es nun für Simon, sich ans Werk zu machen. Was aber tut er? Er sieht den Lieblingsjünger und wendet sich wieder an Jesus: **Herr, was wird aber mit diesem?**

Mit Verlaub, liebe Gemeinde: Das ist doch ein Klassiker im Kommunikationsverhalten. Für Simon Petrus wird es nun ernst; er ist gefordert. Was aber tut er: Statt zu tun, was seine Aufgabe ist, lenkt er ab, wechselt das Thema, nimmt jemand Anderen in den Blick. Ich verstehe ihn so: „Jesus, jetzt hast du mir ja ordentlich was mitgegeben. Aber ich bin doch nun mal nicht allein auf der Welt. Was ist denn zum Beispiel mit dem hier? Was muss der eigentlich an Nachfolge und „Hirtendienst“ leisten? Der ist ja offensichtlich dein ganz beson-

*derer Liebling, nicht wahr? Wasforderst du aber denn eigentlich von ihm? Ständig ist er hier, aber irgendwie so wenig greifbar, wie er ja auch keinen Namen hat. Der darf bei dir an der Seite zu Tische sitzen, ja den drückst du mal so richtig lieb an deine Brust! Aber wo war der denn zum Beispiel, als du verraten und verhaftet wurdest? Was hat der denn eigentlich mal für dich getan? Ich leg mich hier krumm für dich – ok, vielleicht nicht immer so, wie ich sollte, aber ich versuch's immerhin! Und mich fragst du dreimal nach meiner Liebe zu dir – hast du den da eigentlich auch mal so gefragt? Und hast du ihn auch mal so dabeigekriegt wie mich, von wegen: „**Weide meine Schafe!**“ oder „**Folge mir nach!**“?? Also Jesus, jetzt möchte ich es mal wissen: Was ist mit dem?“ –*

Liebe Gemeinde,

mal ganz ehrlich: das ist ein kleines Eifersuchtsdrama, das sich hier abspielt. Simon Petrus ist eifersüchtig auf diesen Jünger, der da fast wie ein Phantom durchs Johannes-evangelium geistert. Am Ende unseres Predigttextes erfahren wir, dass er mit dem Autor des Evangeliums identifiziert wird. Die Ausleger haben seit langem gemutmaßt, dass sich in dieser Gestalt die so genannte „johanneische Gemeinde“ wiederfindet, die ein wenig außerhalb der durch Simon Petrus verkörperten verfassten Kirche steht, aber eine ganz eigene Unmittelbarkeit zum Herrn der Kirche beansprucht.

Wie auch immer wir diese Dinge historisch beurteilen mögen, entscheidend ist, was Jesus dem Simon Petrus nun mit auf den Weg gibt: „**Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach!**“ Jesus macht das Ablenkungsmanöver des Simon Petrus nicht mit. Er ruft ihn vielmehr hartnäckig zu seiner Aufgabe zurück – zu dieser seiner Aufgabe der Nachfolge, der er sich so gern durch den leicht beleidigten Hinweis auf den Lieblingsjünger entziehen möchte.

Mal ehrlich, liebe Gemeinde: Wer konnte das nicht auch aus dem eigenen Umfeld und auch von sich selber: *Ich soll immer die Drecksarbeit machen! Aber der hier und die da lehnen sich zurück und machen gar nichts! Das ist ungerecht!*

Natürlich kann es vorkommen, dass es solche Ungerechtigkeiten gibt! Natürlich haben etwa Eltern zuhause oder Lehrer in der Schule oder auch ein Presbyterium in der Kirchengemeinde die Aufgabe, derlei Situationen möglichst zu vermeiden und allen gleichmäßig die Aufgaben zuzuschustern. Aber wenn wir immer nur diesen Blick auf die Anderen richten, wenn wir vor allem ständig meinen, die immer und überall Benachteiligten zu sein – ja glauben wir denn, dann würde irgendetwas vorangehen bei uns in Familie, Gesellschaft und Kirche?

Vor allem: Diese Haltung zeugt doch von Misstrauen ohne Ende! Und sollten wir, sollte Simon Petrus ausgerechnet Jesus gegenüber Anlass zu solchem Misstrauen haben? Ihm gegenüber, der sich ihm, Simon, nach all seinem Versagen wieder von Neuem zugewendet hat? Nein, liebe Gemeinde: Wenn Jesu Wort an Simon und auch an uns dieses ist: Folge mir nach! – dann haben wir nicht den geringsten Grund, nach rechts und links zu schielen und zu erwägen, wie andere denn vielleicht diesem Ruf nachkommen oder auch nicht. Sondern dann gilt es schlicht und einfach: den Ruf zu hören und ihn zu befolgen.

Das scheint in unserer Geschichte noch nicht so wirklich zu gelingen. Denn auch das kleine Verschen 23, das nun folgt, ist ja so typisch für uns Menschen: Kaum hat Jesus Simon geantwortet, da geht die Gerüchteküche unter den Jüngern los: Dieser Lieblingsjünger stirbt nicht! – Und dabei müssen wir natürlich die gesamte Empörung hören, die hier mitschwingt: Was für eine Ungerechtigkeit! Wieso behält der sein Leben, und wir werden in die Nachfolge

gerufen – was unter den damaligen Umständen bekanntlich eine lebensgefährliche Sache war?

Dabei hat Jesus gar nichts Derartiges gesagt! Er hat sich schlicht und einfach die Einmischung des Simon Petrus in seinen Plan mit diesem Lieblingsjünger verboten. Nicht mehr und nicht weniger. Aber so ist das: Wenn so eine Eifersucht, so eine Missgunst erst mal im Raume stehen, dann treiben sie „Blüten“, die man kaum mehr unter Kontrolle bekommt!

Halten wir fest, liebe Gemeinde: Simon Petrus hatte in der Passionsgeschichte den Mund unendlich voll genommen – und dann hat er unendlich jämmerlich versagt. Jesus, der Auferstandene, wendet sich ihm neu zu. Ja er setzt ihn erneut in seine Hirtenaufgabe ein. Er fragt ihn dreimal nach seiner Liebe zu ihm. Noch antwortet Simon Petrus halbherzig, fast etwas holperig. Und er schielt sozusagen nach rechts und links, statt einfach auf Jesu Wort zu hören.

Und doch ist Simon Petrus schon einen Schritt weiter, als er in der Nacht der Verhaftung Jesu war. Er hat den guten Willen, und Jesus – das ist schon bemerkenswert! – Jesus geht seinen Weg mit diesem Simon Petrus weiter. Auch heute erspart er ihm das Wechselbad der Gefühle nicht. Aber er hält an ihm fest. Die Zukunft wird zeigen, was Simon Petrus daraus machen wird. Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Apostelgeschichte 4,18-20; 5,27-33,

Predigtreihe „Simon Petrus – Jesu erster Jünger“

Teil 5: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!“

am 07.02.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

haben Sie gestern die Schlagzeile des „Express“ gelesen? Nun, ich weiß, diese Zeitung lesen Sie sicher nicht, und ich natürlich auch nicht... ☺ Mir ist sie am Zeitungsstand aufgefallen: „*Petrus, mach keinen Quatsch!*“ – So stand es da mit dicken schwarzen Lettern, selbstverständlich verstärkt durch die obligatorische dicke rote Unterstreichung.

Nun, wir wissen, was dieses Edelblättchen mit seiner Überschrift meint: Es ging ums Karnevalswetter, und dafür ist Petrus natürlich wie immer zuständig. Als Hüter der Schlüssel zum Himmelreich ist er im Volksglauben derjenige, der darüber befindet, ob sich die himmlischen Schleusen öffnen oder nicht. Derzeit sind die Prognosen da nicht so freundlich für die rheinischen Jecken...

„*Petrus, mach keinen Quatsch!*“ – Etwas salopp, aber in der Sache treffend könnte diese Mahnung aber tatsächlich immer wieder auch für den biblischen Simon Petrus sein. Wie groß die Verantwortung der Schlüsselverwaltung für das Himmelreich ist, haben wir uns schon in Teil 2 meiner Predigtreihe klarzumachen versucht. Und, seien wir ehrlich: Zunächst ist Simon dieser Verantwortung nicht gerecht geworden. In der Nacht der Gefangennahme Jesu nicht – das sahen wir in Teil 3 –, und letzten Sonntag wurde deutlich, dass er auch nach Jesu Auferstehung nicht voll auf der Höhe war, als Jesus ein klares Bekenntnis zu sich von ihm einforderte.

Wird er immer wieder „*Quatsch*“ machen? Wird er sich ein ums andere Mal als unsicherer Kantonist erweisen? Ist das der rote Faden, der sich durch sein Leben durchziehen wird? Oder findet Simon Petrus eines Tages zu einer klaren, konsequenten Haltung im Hinblick auf seinen Glauben an Jesus?

In der heutigen Lesung haben wir das Ende der Pfingstpredigt gehört, die Simon Petrus gehalten hat. Es folgten die ersten Schritte hin zur Gründung der sogenannten Urgemeinde in Jerusalem. Das Ganze mag ein bisschen zu schön, zu harmonisch klingen: „**Sie hatten alle Dinge gemeinsam..., waren täglich einmütig beieinander im Tempel...**“ (**Apostelgeschichte 2,44-46**) und so weiter. Anderswo erfahren wir, dass es da durchaus auch Konflikte gab. Aber diese Urgemeinde muss tatsächlich ein Phänomen gewesen sein: Wie hätte sie unter den Bedingungen des römischen Staates sonst so interessant, so attraktiv gewesen sein können, dass sich die Menschen ihr unter Gefahr für Leib und Leben angeschlossen haben? Und das haben sie! Andernfalls wäre die Kirche ja gleichsam im Keim erstickt. Dass sie das nicht ist, dass sie sich vielmehr mitten in der Verfolgung entwickelt, gefestigt und ausgebreitet hat, dürfte nicht zuletzt, sondern im Gegenteil: ganz zuvörderst eben diesem Simon Petrus zu verdanken sein! (Sowie dann natürlich auch und erst recht dem Apostel Paulus, der den Glauben in die Welt außerhalb Israels getragen hat. Aber innerhalb Israels, an der Quelle sozusagen, da war es Simon Petrus, der die Zügel in der Hand hatte!)

Die ersten Kapitel der Apostelgeschichte zeigen uns einen Petrus, der sich entwickelt hat – der sich sogar dermaßen enorm entwickelt hat, dass man den Petrus von früher kaum noch in ihm wiedererkennt: den wankelmütigen und zugleich übermütigen – den, der den Mund immer sehr voll nahm, der dann aber kläglich versagte, wenn es darauf ankam, den Worten Taten folgen zu lassen.

Jetzt auf einmal, da weiß Petrus, wo er hingehört und was seine Aufgabe ist. Er gehört zu Jesus Christus, und seine Aufgabe ist es, mit Wort und Tat für ihn einzustehen. So spricht er die Leute an auf ihre Schuld: Ihr habt diesen Jesus gekreuzigt. Und er fügt hinzu: Gott aber hat ihn zum Herrn und Christus gemacht. Daraus ergibt sich der nächste Schritt: Petrus ruft die Menschen zur Buße und zur Taufe. So hörten wir es in der Lesung – Apostelgeschichte 2,36-38.

Wir Prediger fragen uns ja häufig: Wie muss eine Predigt beschaffen sein, die wirklich gehört wird und die die Menschen anspricht, die sie überzeugt? Da lernt uns einer dann rhetorische Kniffe, Techniken des Aufbaus einer Rede und Manches mehr. Alles schöne Dinge – von denen ein Petrus aber wohl nicht das Geringste verstand. Warum wurde er dann gehört, warum hat seine Predigt dann etwas bewirkt in den Menschen, wie wir erfahren? Und warum ist das bei uns weit weniger häufig der Fall?

Meine Vermutung: Petrus ist authentisch. Die Leute spüren: Der steht ein für das, was er sagt. Einerseits schmiert er uns keinen Honig um den Bart, sondern spricht uns klar und deutlich auf unser Versagen an. Vielleicht kann er das – so mutmaße ich einmal – deshalb so gut weil er von sich selber her am besten weiß, wie das ist, zu versagen...

Aber andererseits belässt er es auch nicht dabei. Er ist kein Moralist, der lediglich an die Kräfte der Leute appelliert. Sondern er predigt ihnen die Vergebung und verheißt ihnen den Geist Gottes. Auch dafür steht er mit seinem eigenen Leben gut!

Und das alles kommt nicht erzwungen, nicht halbherzig und seufzend. Nein, hier predigt jemand, der erfüllt ist von der Botschaft, die er weiterträgt. Und der deshalb auch dann keine Kompromisse macht, als ihm der Wind ganz persönlich ins Gesicht zu wehen beginnt. Das möchte ich mit Ihnen anhand von zwei Passagen aus der Apostelgeschichte näher bedenken.

Ich lese zunächst **Apostelgeschichte 4,18-20: Sie – gemeint sind die jüdischen Autoritäten – riefen sie – gemeint sind Petrus und Johannes – und geboten ihnen, keinesfalls zu reden oder zu lehren in dem Namen Jesu. Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: Urteilt selbst, ob es vor Gott recht ist, dass wir euch mehr gehorchen als Gott. Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.**

Liebe Gemeinde,

wenn wir uns denn wirklich ernsthaft fragen, wie eine Predigt gelingen kann, wie Menschen für den Glauben gewonnen werden können, wie also „Mission“ erfolgreich verlaufen kann, dann haben wir hier, wie ich finde, eine Paradedeinde in der Bibel gefunden.

Zunächst: Die Autoritäten wollen den Aposteln den Mund verbieten. Das heißt doch: Die Predigt des Evangeliums, also der frohen Botschaft Gottes, sie hat offensichtlich grundsätzlich ein kritisches Potential. Es wird immer Punkte geben, wo sie aneckt. Sie kann ihrem

Wesen nach einfach nicht immer politisch korrekt sein. Sie muss vielmehr Misstände beim Namen nennen.

Das ließe sich auch heute an verschiedenen Beispielen durchbuchstabieren. Etwa da, wo sich mittlerweile der Wind im Hinblick auf die Stimmung gegenüber den vielen Flüchtlingen bei uns gedreht hat. Da ist es unsere Pflicht, diese Menschen auch weiterhin und vielleicht jetzt erst recht unter dem Gesichtspunkt der Menschenwürde zu betrachten und zu behandeln, derjenigen Menschenwürde, die ihnen ebenso zukommt wie uns. Natürlich weiß ich und wissen wir alle, dass mit dieser Feststellung noch lange nicht alle Einzelfragen gut beantwortet sind, die sich in diesem Aspekt des Lebens unserer Gesellschaft stellen. Aber sie dürfen nur und ausschließlich innerhalb der Klammer gestellt werden, vor der das Vorzeichen dieser für uns alle geltenden Menschenwürde steht.

Wie wir inzwischen durch Umfragen wissen, sind es nicht nur einige Verirrte aus der AFD, die gegebenenfalls auf Flüchtlinge schießen lassen wollen, sondern etwa ein Viertel unserer Bevölkerung!

Und es sollte uns die Zornesröte ins Gesicht treiben, wenn wir es erleben, dass solche Worte wie „Das Boot ist voll“ ausgerechnet häufig von solchen Mitbürgern kommen, die noch in keinsten Weise irgendeinen Nachteil durch diese Neuankömmlinge haben hinnehmen müssen, sondern nach wie vor völlig ungestört in ihren gemütlichen Villen mit gepflegtem Garten sitzen.

Oder nehmen wir ein anderes Thema, das derzeit durch die vielen anderen fast völlig verdrängt worden ist: die Zerstörung der Schöpfung, die weltweit kontinuierlich voranschreitet, ohne dass es uns häufig überhaupt noch auffällt. Ich muss mich da einschließen. Und wenn dann doch mal wieder so ein furchtbares Unwetter den Finger in die Wunde legt, oder wenn wir neue Messwerte über das Schmelzen der Polkappen hören, dann zucken wir nur noch müde mit den Schultern. Wollen wir an dieser Stelle überhaupt noch umkehren, Buße tun? Uns von Gott zu unserer Verantwortung rufen lassen? Oder haben wir uns längst mit dem scheinbar Unumkehrbaren abgefunden? Und kritisieren eher die, die nach wie vor diese unangenehmen Dinge auf den Tisch bringen?

Was würde Petrus hier wohl sagen? Die Stelle aus Apostelgeschichte 4 zeigt uns zunächst: Er würde sich jedenfalls nicht den Mund verbieten lassen! Und er macht das sehr geschickt. Er spielt den Ball an seine Gegner zurück: **Urteilt selbst, ob es vor Gott recht ist, dass wir euch mehr gehorchen als Gott.** – Ja da können die jüdischen Autoritäten ja nicht gut anders, als ihm, dem Petrus, Recht zu geben! Ebenso wie wir heute bei den angesprochenen Fragen ja nicht gut anders können, als zuzugeben, dass sie gestellt werden müssen!

Damit tut Petrus aber etwas ganz Entscheidendes, das nicht nur ein rhetorischer Trick ist: Er nimmt seine Gesprächspartner selber für die Wahrheit in Anspruch, die er ihnen in Erinnerung rufen will! Das ist auf der einen Seite eine Bloßstellung. Aber auf der anderen auch ein Zeichen für den gemeinsamen Grund und Boden, auf dem er, Petrus, und sie, die jüdischen Autoritäten, stehen. Petrus produziert sich ihnen gegenüber also gerade nicht als Besserwisser, sondern er sucht das gemeinsame Vielfache, das er mit ihnen hat! Indirekt sagt er ihnen: Von hier aus, wo wir gemeinsam nebeneinander stehen, können wir dann weiterdiskutieren.

Dieses Verfahren des Petrus ist partnerschaftlich, es sucht die Verständigung, nicht die Blamage des Gegenübers oder seine Belehrung! So, liebe Gemeinde, möchte ich selber angesprochen werden! So sollte Predigt, so sollte Mission sein! Nicht unbedingt angenehm, aber auf Verständigung bedacht!

Und nun kommt noch etwas ganz Entscheidendes: Der nächste Satz – ich stelle mir vor, wie er aus Petrus geradezu heraussprudelt: **Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben!**

Wenn ich mich wiederum frage, was ich mir für eine gute Predigt und für das Missionsgeschehen überhaupt wünsche, dann ist es diese Haltung: Häufig, seien wir ehrlich, geht es in der Kirche ja recht mühsam, ja geradezu gezwungen zu. Wir strahlen so viel Karfreitag aus und so wenig Ostern! „Erlöster müsst mir die Christen aussehen. Bessere Lieder müsst sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte!“ – Diese Worte stammen von Friedrich Nietzsche – Pfarrerssohn übrigens; der muss es ja wohl wissen!

Nun ist das Problem ja dies: ein erlöstes Aussehen kann seinerseits sehr aufgesetzt wirken. „Erlöst“ ist ja nicht etwa Dasselbe wie „gelöst“. Aber darum geht es; es geht um das Gegenteil von Verkrampfung. Diese Haltung kann man nicht gebieten; sie stellt sich nicht auf Knopfdruck ein – übrigens auch nicht zu Karneval, ja da häufig schon gar nicht!

Nein, was Petrus hier kennzeichnet, ist die totale Natürlichkeit seiner Rede. Was er sagt, *muss* einfach raus aus ihm! Aber „*Muss*“ ist hier kein Zwang – alles Andere als das! Er bordet vielmehr geradezu über; darum „*muss*“ es raus aus ihm! Atmet unser Glaube die Kraft, die hier spürbar wird? Manchmal vielleicht – ich hoffe es und habe es auch schon erlebt! Und das sind dann Sternstunden der Predigt, der Mission.

Das ist so, wie wenn jemand uns von einem tollen Film erzählt, den er gerade im Kino gesehen hat: *„Auch wenn du nichts davon hören willst, ich kann nicht anders, als dir davon zu erzählen. Und glaub mir: Da musst du auch hin!“* – Natürlich müssen wir gar nicht. Niemand kann uns zwingen. Aber es stellt sich das Gefühl ein: *Hey, vielleicht verpasse ich ja was, wenn ich da nicht hingeh!* Und genau das war offensichtlich das Gefühl, das Petrus durch seine Predigt bei den Menschen damals geweckt hat.

Ich möchte noch eine letzte Bibelstelle mit Ihnen teilen: **Apostelgeschichte 5,27-33: Und sie – die Rede ist von einem Hauptmann mit seinen Knechten – brachten sie – wiederum Petrus und die Apostel – und stellten sie vor den Hohen Rat. Und der Hohepriester fragte sie und sprach: Haben wir euch nicht streng geboten, in diesem Namen nicht zu lehren? Und seht, ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre und wollt das Blut dieses Menschen über uns bringen. Petrus aber und die Apostel antworteten und sprachen: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.**

Liebe Gemeinde,

die Schlinge zieht sich zu. Petrus und seine Kollegen haben sich im ersten Durchgang nicht einschüchtern lassen; jetzt geht es sozusagen eine Etage höher. Hochinteressant übrigens, mit was für einem „Argument“ der Hohepriester die Apostel zum Schweigen verdonnern will: **Seht, ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre und wollt das Blut dieses Menschen über uns bringen. (V. 28)**

Ja, liebe Gemeinde, das wollen die Apostel, das will Petrus in der Tat! Nur dass dies für sie etwas völlig Anderes bedeutet als für den Hohepriester: **Ihr wollt das Blut dieses**

Menschen über uns bringen – so spricht jemand, der sich bedroht fühlt. Wo es ums Blut geht, da geht es ans Eingemachte, da geht es ans Leben.

Und der Hohepriester erweist sich in frappierendem Maße als einer von uns: Wo uns Umkehr abgefordert wird, echte Umkehr, ein neuer Lebensstil, Verzicht auf liebgewonnene Gewohnheiten, vielleicht auch auf einen Schlendrian, den wir vielleicht für liebenswert halten, der aber andere schädigt – wo uns das abgefordert wird, da fühlen wir uns tatsächlich attackiert! Da sehen wir Verunsicherung unserer bisherigen Existenz. Da stellen sich Verlustängste bei uns ein.

Und es stimmt ja auch: Da verlieren wir tatsächlich etwas, ja sogar Vieles! Da werden wir vom Kopf auf die Füße gestellt! Da bleiben wir nicht einfach die, die wir immer schon waren. Kurz gesagt: Da wird es unangenehm! Und wer mag das schon?!

Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist die, die wir etwa da erleben, wo wir uns mitten aus dem Mief unserer gut geheizten Wohnung heraus dem frischen Wind aussetzen, der durch das endlich geöffnete Fenster zu uns hineinweht. Unangenehm, ja – aber doch nur einen Moment lang. Dann merken wir plötzlich: Wir werden wach, wir leben auf, wir atmen neu durch – ein herrliches Gefühl! Aber eben nicht zu haben ohne den anfänglichen Schauer, der uns durch die kalte Luft in die Glieder fährt!

Der Hohepriester ahnt nicht, dass das Blut Jesu auch ihm zugute vergossen wurde. Ob er sich je von Petrus gleichsam „anstecken“ lassen wird?

Dessen Antwort und die seiner Apostelkollegen ist jedenfalls klar und deutlich: **Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.** Punkt. Hier gibt es in der Tat nichts zu diskutieren. Das müsste der Hohepriester am besten wissen. Ob er dieses sein eigenes Wissen je zum Zuge kommen lassen wird?

Wir wissen es nicht. Aber fragen wir uns lieber selber: Lassen wir es zum Zuge kommen? Vielleicht haben wir Bedenken – so kategorisch, wie Petrus hier formuliert. Diese Bedenken könnten gut begründet sein: Gibt es nicht Beispiele zuhauf für den so genannten „Kadavergehorsam“, der jeden Verstand gleichsam an der Garderobe abgegeben hat und sich blind irgendeiner Autorität anvertraut? Einer Autorität, die dann häufig genug gerade nichts Gutes, sondern Furchtbares im Schilde führt? Gehorsam kann schrecklich sein, ja!

Die Theologin Dorothee Sölle unterscheidet solchen, wie sie es nennt, „*blinden Gehorsam*“ vom „*sehenden Gehorsam*“: letzterer fordert nicht, wir sollten gleichsam wie ein Roboter Befehle ausführen. Sondern es geht darum, das Gebotene jeweils neu verantwortlich mit Blick auf die Folgen zu reflektieren. Blinder Gehorsam kann die Verantwortung für sein Handeln ja immer an den Befehlenden zurückgeben. So wie der nationalsozialistische Verbrecher Adolf Eichmann es getan hat und wie viele andere es tun: Dann bin ich nicht verantwortlich für mein Tun und Lassen, sondern dies ist der, der mir den Befehl gegeben hat.

Sehender Gehorsam dagegen vollzieht sich so, dass wir schon gefragt sind: Wie soll Gottes Gebot hier und heute konkret befolgt werden? Da müssen wir uns schon die Mühe des Nachdenkens, eben des „*Sehens*“ machen! Und Verantwortung übernehmen. Aber begreifen wir diesen Gehorsam, den Gott uns da abverlangt, doch zuerst und zuletzt als eine unglaubliche Würdigung, die er uns zuteil werden lässt! Die wir dann jedoch auch annehmen und in Lebenspraxis übersetzen müssen.

Liebe Gemeinde,

Petrus konfrontiert die Menschen klar und eindeutig mit Gottes Gebot und mit seiner Verheißung. Er redet nicht drumherum, sondern kommt auf den Punkt. Und er steht mit seiner Person ein für das, was er sagt.

Zugleich erhebt er sich keinen Zentimeter über die, zu denen er spricht. Er strahlt vielmehr eine derartige Freude aus, dass der Funke überspringt: Seine Hörer wollen Anteil haben an dem, was ihnen da entgegentönt!

Petrus zwingt niemanden, seiner Predigt zu folgen. Das kann er gar nicht, zumal er ja aus einer Situation persönlicher Schwachheit heraus spricht! Aber er *be-zwingt* viele Menschen förmlich durch das, was er sagt! So wie die Liebe zwei Menschen zu *be-zwingen* vermag und sie sich – in völliger Freiheit! – füreinander entscheiden, weil sie gar nicht anders können – eben wie Petrus es gar nicht lassen kann, weiterzusagen, was ihn da so von Grund auf *be-zwungen* hat!

Liebe Gemeinde,

nun sind wir sozusagen einen langen Parcours mit Petrus gemeinsam gegangen. Sämtliche Stimmungen und Lebenssituationen haben wir gleichsam mit ihm miterlebt. Manches war zum Weinen, Anderes zum Nachdenken; bei Manchem haben wir mit ihm vielleicht beschämt zu Boden geblickt; wieder Anderes hat uns – so hoffe ich! – begeistert und größte Freude in uns hervorgerufen.

Vor allem hoffe ich, dass dieses Letztere – die Begeisterung und Freude – Dasjenige ist, das sich jetzt, am Ende der Reihe mit den Begebenheiten aus der Apostelgeschichte eingestellt hat. Denn es soll uns ja Mut machen, dass Simon Petrus, dieser häufig so wankelmütige, inkonsequente und jämmerliche Kerl schließlich und endlich zu dem geworden ist, von dem wir heute hörten – zu dem der nicht nur „keinen Quatsch mehr macht“, sondern der richtig sattelfest bei Jesus steht und ohne Wenn und Aber für die Menschen da ist, zu denen Gott ihn schickt.

Ob es stimmt, dass er selber später in Rom den Kreuzestod erlitten hat? Ich weiß es nicht; die Überlieferung ist nachbiblisch. Aber selbst wenn: Dann dürfen wir mutmaßen, dass er es in dem Geist getan hat, den seine Predigt in der Apostelgeschichte atmet. Und das war dann ein Tod, der bereits das Leben atmet. Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Matthäus 7,7 – Matthäus 6,9-10

Gottesdienst mit Konfirmanden: „Wozu ist das Beten gut?“

am 14.02.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde, insbesondere heute natürlich: liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden!

„Wozu ist das Beten gut?“ – unter diesen Titel haben wir unseren Gottesdienst gestellt. Schon im Konfirmandenunterricht selber sahen wir: Es wird vermutlich mehr gebetet, als allgemein bekannt ist. Aber darüber geredet wird wenig.

Was könnte der Grund dafür sein? Ist es uns peinlich, zuzugeben, dass wir beten? Nun, wenn es uns tatsächlich peinlich ist, dann sagt das Einiges über uns aus! Nicht wahr: Wir erscheinen nach außen gern stark, so als hätten wir alles im Griff. Bei Jugendlichen ist „Coolness“ angesagt. Bei Erwachsenen auf ihre Weise übrigens auch – nur dass sie das Wort nicht so verwenden.

Aber zugeben, dass uns manche Dinge schlicht und einfach überfordern, dass wir Ängste haben und uns manchmal hilfesuchend an Gott wenden – das ist noch peinlicher, als zuzugeben, dass man irgendwo therapeutische Hilfe sucht. Denn den Therapeuten, den kann man immerhin sehen, den gibt es auf jeden Fall, und der antwortet – egal wie gut oder schlecht er seinen Job vielleicht macht. Aber Gott? Seien wir doch mal ganz ehrlich: Da liegen die Dinge ja noch ungleich komplizierter; da laufe ich ja am Ende Gefahr, mir ihn bloß einzubilden. In der Tat: Das wäre furchtbar: Wenn wir uns eingestehen müssten, am Ende sämtliche Gebete lediglich in den Wind gesprochen zu haben. Uns in diesem Sinne durch andere Menschen milde belächeln zu lassen – dieser Situation setzen wir uns nicht gerne aus.

An dieser Stelle, liebe Konfis, liebe Erwachsene, da bin ich ziemlich kategorisch: Wenn ich bete, dann will ich schon, dass da tatsächlich jemand ist, der mich hört. Es gibt ja die Meinung – und wir haben sie auch heute gehört –, ein Gebet sei ja schon dadurch nützlich, dass der Beter sich besser fühlt, wenn er sich alles mal so richtig von der Seele geredet hat. – Nun, ganz schön bescheiden, diese Meinung, nicht wahr? So nach dem Motto: „*Hat sich zwar nichts geändert. Aber gut, dass wir mal drüber geredet haben!*“ Na wer damit schon zufrieden ist...

Jesus zumindest wäre damit nicht zufrieden! Er ist an dieser Stelle total unbescheiden! Und er hängt sich im Hinblick auf unsere bange Frage, ob denn Gott wohl unsere Gebete hört und ob er dann wohl auch irgendwie darauf reagieren mag, unglaublich weit aus dem Fenster. Er sagt einmal: **Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan. (Matthäus 7,7)** Und wenn uns bei solchen Sätzen vor Erstaunen der Mund offen stehen bleibt, dann setzt Jesus noch eins drauf, denn er fährt fort mit den Worten: **Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan. (Matthäus 7,8)**

Na der ist ja gut drauf, mögt Ihr denken! Bei dem geht das alles ja äußerst einfach mit dem Gebet und seiner Erhörung, mag es Ihnen durch den Kopf gehen! Als ob das im Leben alles dermaßen locker ginge, wie bei einem Automaten: oben die Bitte reingesprochen, und schon fällt die Erfüllung unten raus! Gerade wer wirklich ernsthaft betet, kennt doch auch das Gegenteil: das Ausbleiben dessen, worum er gebetet hat; die qualvolle Sorge: Hat mich da denn eigentlich wirklich jemand gehört? Mein Gebet – macht das denn wirklich überhaupt Sinn?

An dieser Stelle sage ich jetzt etwas, das ich von hier aus immer wieder sage und wohl nicht oft genug sagen kann: Halten wir Jesus und halten wir die Bibel bitte nicht für so dumm, als wüssten sie nichts von solchen quälenden Einwänden. Die Bibel ist nicht nur voll von Gebetserhörungen. Sie ist auch voll von erschütternden Erfahrungen, dass Gott sich entzieht, dass er schweigt: **Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne. Mein Gott, des Tages rufe ich, doch antwortest du nicht, und des Nachts, doch finde ich keine Ruhe!** – So hören wir in **Psalm 22,2-3**. Gott kann schweigen, o ja. Er verhält sich eben nicht wie so ein Automat.

Und mal ganz nebenbei: Das wiederum wäre für einen „Gott“ doch auch wieder ziemlich komisch: wenn er sozusagen auf Knopfdruck funktionieren würde. Gott, liebe Gemeinde, will angebetet werden – ja. Aber er ist kein Befehlsempfänger – mit Sicherheit nicht. Und Jesus wäre der Letzte, der ihn so behandeln würde.

Was aber meint Jesus dann mit seinen markigen Worten in Matthäus 7? Ich verstehe ihn so: *Seid sicher, dass keines eurer Gebete letzten Endes einfach in den Wind gesprochen ist. Dass Gott niemanden in seiner Not einfach alleine lässt. Dass auch solche Erfahrungen, wie wir sie vorhin aus Psalm 22 hörten, immer gleichsam vorläufig sind, aber nie das letzte Wort über uns sprechen werden.* (Und das tun sie übrigens auch in Psalm 22 selber nicht!)

Jesus will sagen: *Macht euch keine Sorgen; Gott wird euch geben, was ihr braucht! Allerdings zu dem Zeitpunkt, den er selber wählt. Und auf die Weise, die er selber für richtig hält. Und da werdet ihr euch häufig wundern, weil bei Gott nicht alles so läuft, wie ihr es unmittelbar gern hättet.*

Ich gebe zu: Diese Antwort ist nicht einfach angenehm. Sie bedient nicht eine ungeduldige Erwartung unsererseits. Sie verlangt uns vielmehr einen langen Atem ab. Ja, liebe Gemeinde und liebe Konfis: Diesen langen Atem sollten wir in der Tat mitbringen. Ebenso die Bereitschaft, uns von Gott auch mal so richtig überraschen zu lassen. Aber das alles bedeutet in keinsten Weise, wir dürften keine Erwartungen an Gott haben, wenn wir zu ihm beten, im Gegenteil!

Vielleicht dringen wir am tiefsten in das ein, was Jesus uns zum Beten sagen will, wenn wir unseren Blick auf das Gebet richten, das er selber seinen Jüngern und der gesamten Christenheit hinterlassen hat: das Vaterunser.

Nicht wahr: im Vaterunser, da werden viele Bitten geäußert. An dieser Stelle kennt Jesus keine Hemmungen. Und natürlich werden sie mit der Erwartung gesprochen, dass Gott sie auch erfüllen möge.

Aber Eines ist doch auffällig: Bevor es im Vaterunser um uns Menschen und unsere Wünsche geht, geht es um Gott selbst: **Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe! (Matthäus 6,9-10)**

Wir können uns fragen, was das eigentlich soll. Warum sollte unsereiner bitten, dass Gottes Reich kommt, dass sein Wille geschehe? Etwas salopp gesagt: Wenn Gott das will, dann wird er dafür schon selber sorgen – oder etwa nicht? Wir haben andere Anliegen: Gesundheit, „**unser tägliches Brot**“ und so weiter. Warum also dieser „Vorbau“ im Vaterunser, wo der Blick auf Gott geht, bevor das Gebet sich dann den Dingen zuwendet, die nun wirklich für uns wichtig sind?

Liebe Gemeinde,

vielleicht liegt hier die tiefste Weisheit dieses Vaterunsergebetes und der Haltung Jesu zum Gebet überhaupt: Dadurch, dass Jesus in seinem Gebet Gott sozusagen den ersten Platz einräumt, bringt er Mehreres zum Ausdruck, das uns häufig völlig abhanden gekommen ist: seinen

Respekt vor Gott, und sein tiefes Vertrauen in ihn, auf den er ganz fest hofft nach dem Motto: Der weiß, was für mich gut ist; dessen Führung kann ich mich – anders als bei allen Menschen – bedenkenlos anvertrauen.

Bekanntlich hat es an einer entscheidenden Stelle in Jesu Leben einen Konflikt zwischen ihm und seinem himmlischen Vater gegeben, der seinen Niederschlag in dem vielleicht intensivsten Gebet gefunden hat, das uns von Jesus überliefert wird:

Da befindet er sich mit seinen Jüngern im Garten Gethsemane und weiß: Die Schlinge um meinen Hals zieht sich zu; meine Verhaftung steht bevor. Und was dann kommt, kann er sich vorstellen, ja er weiß es.

In dieser verzweifelten Lage betet Jesus zu Gott: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! (Matthäus 26,39) Wobei mit dem „Kelch“ das Leiden und der Tod gemeint sind, die Jesus bevorstehen.

Liebe Gemeinde:

Der Mann hat Angst, dem schlottern die Knie – aus „gutem“ Grunde! Und hier ist er ganz Mensch, ganz einer wie wir: Er will das nicht, was sich da ankündigt. Er bittet seinen himmlischen Vater darum, ihm das zu ersparen! – Es dürfte unter uns niemanden geben, der das nicht nachvollziehen könnte, der hier kein tiefes Mitgefühl für Jesus hätte.

Aber das Gebet Jesu geht weiter. Ein Sätzchen fügt er noch an, und das hat es in sich! Es lautet: **doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!**

Das ist doch atemberaubend! Vielleicht hat sich Jesus an sein eigenes Vaterunser erinnert: **Dein Wille geschehe...** Dein Wille, das heißt eben manchmal: *Nicht mein Wille! Das heißt: Dein Wille im Unterschied zu meinem Willen!* Und wo diese beiden in Konflikt miteinander zu geraten drohen, da ist für Jesus klar, wo es lang zu gehen hat.

Aber nun versuche ich zum Schluss, diese beiden Dinge, die in der Bibel ja in fast unmittelbarer Nachbarschaft beide von Jesus überliefert werden, zusammenzudenken: **Bittet, so wird euch gegeben – und: Dein Wille geschehe!**

Würden wir allein den ersten Satz hören, dann läge in der Tat die Gefahr nahe, in Gott einen Automaten zur Erfüllung unserer Wünsche zu erblicken. Würden wir dagegen allein den zweiten Satz hören, dann ergäbe sich der Eindruck: Ich und meine Bedürfnisse kommen bei Gott wohl nicht vor, und sogar im Gebet werde ich genötigt, nur an ihn zu denken.

Vielleicht geht es euch und Ihnen ja ähnlich wie mir: Ich möchte weder nur den einen noch nur den anderen Satz hören und mir gesagt sein lassen. Beim ersten, isoliert betrachtet, könnte Gott zur Witzfigur werden; beim zweiten könnte er Züge eines an uns Menschen in keiner Weise interessierten Egomane annehmen. Beides nicht gerade erstrebenswert!

Aber in ihrem Zusammenspiel werden beide Sätze auf einmal unglaublich tiefgründig, und ich finde, sie machen Mut zum Beten: Denn dann dürfen wir davon ausgehen: Es ist letzten Endes Gottes Willen, dass wir das bekommen, wonach wir verlangen. Gott geht Umwege mit uns, ja. Er erspart uns Durststrecken nicht – ebenfalls ja. Er ist nicht einfach für uns verfügbar – nochmal ja. Aber er lässt uns nie wirklich fallen; er gibt im wahrsten Sinne des Wortes über Bitten und Verstehen! Dazu dürfen wir erst recht Ja sagen!

Und wer in diesem Sinne zuversichtlich und erwartungsvoll zu Gott betet, der wird in seinem Leben auch immer wieder Anlässe finden, Gott zu danken. Davon habe ich heute ja noch gar

nicht gesprochen. Wir sollten es aber keinesfalls einfach hinten runterfallen lassen. Wer sein eigenes Leben da mal ehrlich durchmustert, sollte an vielen Stellen fündig werden.

Liebe Gemeinde, vor allem: liebe Konfis,

mit dem Gebet ist es wirklich nicht immer eine leichte Sache. Aber zunächst mal ist es Ausdruck einer sehr realistischen Lebenshaltung. Denn indem du betest, dokumentierst du: Ja-wohl, es stimmt: Ich habe mein Leben nicht einfach immer von selber im Griff. Das zuzugeben ist keine Schande. Eigentlich weiß doch jeder, dass es so ist.

Zugleich aber ist das Gebet Ausdruck dessen, dass wir damit rechnen: Da ist jemand, der hört uns und der nimmt uns ernst. Der wird die Ohren und das Herz nicht auf Durchzug stellen, wenn wir zu ihm sprechen. Sondern er wird uns geben, was wir zum Leben brauchen. Nicht immer so, wie wir das gern hätten. Aber letzten Endes vielleicht noch viel besser, viel wunderbarer!
Amen.

Prof. Dr. Martin Honecker
Predigt über Johannes 14, 27 – 31,
am 21.02.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Das Thema Friede steht wieder auf der Tagesordnung der Welt. In diesen Tagen diskutierte eine Gesprächsrunde die aktuelle politische Situation. Das beherrschende Thema war die Flüchtlingskrise und die Frage, ob der Krieg in Syrien einmal beendet werden kann. Die Ratlosigkeit war allgemein. Am Ende war man sich einig, dass wir nicht wissen, wohin das alles führt, ob und wie es endet, und wie wenig wir machen können. In dieser Ratlosigkeit hören wir ein Wort aus dem Johannesevangelium. Jesus spricht:

Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, dass ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und jetzt habe ich es euch gesagt, ehe es geschieht, damit ihr glaubt, wenn es nun geschehen wird. Ich werde nicht mehr viel mit euch reden, denn es kommt der Fürst dieser Welt. Er hat keine Macht über mich, aber die Welt soll erkennen, dass ich den Vater liebe und tue, wie mir der Vater geboten hat.

Es sind Worte des Abschieds. Und in der Tat, die Kapitel, aus denen unsere Worte stammen, nennt man die Abschiedsreden des Johannesevangeliums. Das Johannesevangelium ist anders als die drei anderen Evangelien. Was seine Herkunft und die Gemeinde, in der das Johannesevangelium entstand, angeht, so können wir nur Vermutungen anstellen. Vielleicht entstand es in Syrien, aber es gibt auch andere Vermutungen. Wann dieses Evangelium niedergeschrieben wurde, ist ebenfalls strittig. Auch der Stil und die Art der Weitergabe des Evangeliums sind anders als bei den anderen Evangelien. Eines steht jedenfalls fest: Johannes blickt zurück. Er will die Erinnerung an Jesus, seine Botschaft, sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung verständlich machen und für seine Zeit auslegen. Dazu gehören die sogenannten Abschiedsreden. Sie bedenken, was die Erinnerung an Jesus für seine Gemeinde heute bedeutet und was von Jesus bleibt und gegenwärtig wirksam ist. Es ist also eine nachösterliche Perspektive. Das Evangelium hat die Situation des Getrenntseins von Jesus vor Augen. Und dieses Evangelium ist nicht einzig und allein dastehend. Es gibt nämlich außerdem bekanntlich drei Johannesbriefe im Neuen Testament. Es gab also am Anfang der Christenheit eine besondere johanneische Gemeinde, die auf ihre besondere Art das Gedächtnis an Jesus wahrnahm und weitergegeben hat. Johannes denkt, wie ebenso der Apostel Paulus, bewusst theologisch nach. Die Botschaft des Evangeliums hat man in der Geschichte darum gelegentlich philosophisch genannt. Und diese Aussagen des Glaubens

im Johannesevangelium sprechen uns heute noch an. Lassen Sie uns darüber unter drei Gesichtspunkten nachdenken.

Das erste Aspekt ist das Thema des ganzen Abschnitt: Der Friede Christi. Die Eingangsworte lauten: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.“ Der Friede Christi ist, das wird sogleich betont, von anderer Art als ein weltlicher Friede. Wenn wir heute hoffen, dass es Frieden im Nahen Osten, in Afghanistan, auch in Libyen oder an anderen Kriegsschauplätzen unserer Zeit gibt, was erwarten wir dann? Wir hoffen darauf, dass die Kriegstätigkeit ruht. Friede im allgemeinen Verständnis ist die Abwesenheit von Krieg und Terror. Wir wünschen uns Sicherheit und Ruhe. Wir hoffen darauf, dass die Waffen schweigen. Aber wenn wir nüchtern und klug sind, dann wissen wir zugleich, dass es, wie es an anderer Stelle im Neuen Testament heißt, bis an das Ende der Zeiten Krieg und Kriegsgeschrei und Gewalttätigkeit geben wird. In den Kriegsgebieten der Erde bleiben doch die Ruinen, die Toten, die Verletzten, die Traumatisierten. Krieg zerstört Leben. Wenn wir davon in unseren Breitengraden verschont sind, dann können wir dafür nur dankbar sein. Aber das Risiko bleibt. Die Friedensforschung hat sich, wenn sie realistisch war, deshalb nicht die vollständige Abschaffung des Krieges vorgenommen, sondern nur eine Verringerung, Minimierung von Gewalt, Unrecht, Unfreiheit und Angst zum Ziel gesetzt. Und allein schon diese Eindämmung von Krieg ist eine gewaltige Aufgabe. Dass dafür auch Christen und Kirchen eintreten, ist richtig und geboten. Aber das ist nicht der Friede Christi. Was ist dann aber der Friede Christi? Hören wir genau hin! Jesus spricht: *Meinen* Frieden gebe ich euch. Er spricht noch nicht einmal vom Frieden Gottes. Der Friede Gottes wird in der Bibel immer wieder verkündigt und auch in anderen Religionen ersehnt. Im Segen am Ende des Gottesdienstes wird uns der Friede Gottes zugesprochen und verheißen. Es geht hier aber um den Frieden, den Jesus selbst lebte und an uns weitergibt. Der Friede Jesu ist nicht derselbe wie der Friede der Welt, den wir Menschen politisch erhalten oder schaffen wollen, den wir notfalls durch Einsatz militärischer Mittel sichern und den wir benötigen, wenn wir menschlich zusammenleben wollen. Der Friede Jesu ist anders, er bringt die Fülle des Lebens. Das hebräische Wort dafür heißt Schalom, Heil, ein heilvolles Leben. Eines der geheimnisvollen und symbolischen Worte im Munde Jesu im Johannesevangelium lautet: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. (Joh. 11, 25). Das ist doch eine paradoxe und rätselhafte Aussage. Gibt es denn bei Christen keine Friedhöfe mehr, weil es keine Toten mehr gibt? Dagegen spricht doch schon der bloße Augenschein. Die Worte Jesu sind Bildworte. Sie sollen veranschaulichen, was Glaube bedeutet. Glaube bedeutet, in Gottes Gnade geborgen sein und damit die Fülle des Leben haben in Zeit und Ewigkeit. Über diese Aussage kann man sich nur wundern und vielleicht sogar erschrecken.

Jesus schließt darum an seine Zusage eines Friedens, der anders ist als jeder irdische Friede, einen Trost an: Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. In der Tat, bei dieser Aussage Jesu stößt nicht nur unser Verständnis an Grenzen, sondern, wenn wir sie ernst nehmen, dann erschrecken wir. Warum erschrecken wir aber?

Das Johannesevangelium gibt dafür als zweiten Aspekt eine Erklärung: Es spricht immer wieder vom Gegensatz zwischen Welt und Gott, Welt und Glaube, der Welt und der Gemeinde in der Nachfolge Jesu. In unserem Predigttext ist die Rede vom Fürst dieser Welt; das ist der Teufel. Jesus warnt die Jünger: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Er sagt voraus, dass die Welt seine Jünger hasst. In den Johannesbriefen werden die Angeschriebenen davor gewarnt, die Welt lieb zu haben. Was von Gott geboren wird, überwindet danach die Welt (1. Joh. 5, 4) – wieder eine dieser schwer verständlichen und rätselhaften Aussagen. Denn: Was heißt das, die Welt überwinden? Und etwas weiter heißt es im 1. Johannesbrief: Die ganze Welt liegt im Argen. Der sogenannte Dualismus zwischen der Welt und Gott, zwischen dem weltlichen Geschehen und dem göttlichen Handeln durchzieht das ganze johanneische Denken. Er steht auch hinter der klaren Unterscheidung zwischen irdischem Frieden und Frieden Jesu. Nun könnte man daraus folgern, also ist die Welt des Teufels; daher ziehen wir uns als Christen aus der Welt zurück. Genau diese Schlussfolgerung wäre jedoch falsch. Denn die johanneischen Aussagen über die Welt sind zweideutig. Gerade weil Jesus nicht von dieser Welt ist, ist er das Licht der Welt. Er ist Gottes Gesandter in einer zutiefst zweideutigen Welt. Eine Kernaussage des Johannesevangeliums besteht darin, dass Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat, damit alle, die an Jesus Christus glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Joh.3, 16).

Jesus hatte nämlich als Jude gelernt, dass die Welt Gottes gute Schöpfung ist und eben nicht Teufelswerk. So steht es am Anfang der Bibel. Die Welt ist Gottes Welt. Aber sie ist als vom Bösen gestörte Welt eine zweideutige und bedrohliche, gerade für Christen bedrohliche Welt. In der Fachsprache heißt dies: Sie ist gefallene Welt. Und in der Tat, wer Augen hat, der sieht, dass in unserer Welt vieles nicht in Ordnung ist. Es gibt Missgunst, Missverständnisse, Interessengegensätze. Daraus entstehen Kriege und Auseinandersetzungen. Es gibt ebenso im Alltag unter Menschen oft Missgunst, Neid, Verfeindungen. Wer einen realistischen Blick hat, der beobachtet, dass manches in unserer Welt gestört ist. Die Gemeinde des Johannes hat damals den Hass der Welt erfahren. Deshalb hat sie berechtigterweise Angst. Und deshalb ermutigt Johannes die Christen, dass ihr Glaube die Welt überwinden kann, sogar überwunden hat. Der Glaube schafft ein anderes Weltverständnis. Der Glaube fordert heraus zur Überwindung von Angst und Furcht. Denn nicht das Böse, der Fürst dieser

Welt, hat das letzte Wort und die Macht über diejenigen, die an Jesus glauben und ihm nachfolgen. Das war damals die Botschaft des Evangeliums an die Gemeinde, in der dieses Evangelium entstanden ist. Wir denken vielleicht, diese Botschaft sei bei uns nicht so aktuell. Denn ist in der deutschen Gesellschaft nicht vor allem die Gleichgültigkeit des Unglaubens verbreitet, aber nicht oder nur selten offener Hass auf die Christen? Seien wir nicht zu selbstsicher: In islamischen Ländern begegnet Christen offener Hass, und auch unter den Flüchtlingen, die gekommen sind, gibt es welche, die nicht offen wagen, sich als Christen zu zeigen.

Und damit bin ich bei einem dritten Aspekt: In unserem Bibelwort geht es um das Verhältnis Jesu zum Vater. Jesus kündigt seinen Tod, die Passion, als Heimkehr zum Vater an. Seine irdische Zeit endet. Das macht die Jünger traurig. Sie freuen sich nicht, weil Jesus dann nicht mehr bei ihnen ist. Und dieser Abschied Jesu wird im Evangelium sogar so gedeutet, dass der Tod Jesu, das Kreuz, zugleich die Erhöhung zu Gott ist. Jesus geht in den Tod, weil er den Vater, Gott, liebt, und deshalb als Gottes Gesandter tut, was ihm Gott geboten hat. Das ist die Aussage unseres Textes. Es geht hier also nicht nur um das Verhältnis von Gott und Welt, sondern gleichfalls um das Verhältnis von Gott, dem Vater, und Jesus. Hier heißt es: „Der Vater ist größer als ich.“ Wiederum stellt sich hier ein Verstehensproblem mit der Frage, wie ist denn nun das Verhältnis von Gott und Jesus? An anderer Stelle wird doch im Johannesevangelium behauptet: „Ich und der Vater sind eins“. Wie können sie eins sein, wenn der Vater zugleich größer ist als Jesus, also ein anderer. Nun, diese Aussagen sind die Wurzel des Glaubens an den dreieinigen Gott, an die Trinität. Und dieser Glaube trennt bis heute das Christentum vom Judentum und Islam. Die Flüchtlingsbewegung stellt damit auch eine theologische Herausforderung dar: Wie steht es denn mit unserem Glauben als Christen? Wo finden wir Gottes Wirken? Gott ist einerseits der Herr der Welt, der Schöpfer. Aber er hat sich uns andererseits in Jesus, seinem Sohn, seinem Gesandten in die Welt, gezeigt. In Jesus hat Gott ein menschliches Angesicht. Und das ist dann nicht Vergangenheit, sondern bleibt Gegenwart. Im Johannesevangelium wird diese Gegenwart als Paraklet, der Beistand, als Geist der Wahrheit bezeichnet. Das Jesusgeschehen ist eben nicht Vergangenheit. In unserem Abschnitt ist es angedeutet in der eigenartigen Aussage: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Wie kann denn Jesus den endgültigen Abschied ankündigen und dennoch zugleich von einer Wiederkehr sprechen? Nun, der Geist, der Fürsprecher, Luther übersetzt: der Tröster, legt Jesu Wort aus. Er kann von der Welt nicht wahrgenommen werden. Es ist kein anderes Wort als Jesu Wort, aber auf völlig neue Art und Weise. Deshalb macht die Dreieinigkeit, die Trinität Sinn, wenn wir als Christen an Gott glauben, auf ihn vertrauen und uns zu ihm bekennen.

Was bleibt somit beim Abschied Jesu? Es bleibt Jesu Wort. Der Geist erinnert an Jesu Botschaft von Gott. Erinnern heißt nicht einfach, daran als etwas Vergangenen und Erhebendem denken, sondern es bedeutet vergegenwärtigen, was uns heute durch Jesus als Wegweisung gegeben wird. Es bleibt das Liebesgebot (Joh. 13, 34). Es bleibt das Vorbild eines selbstlosen Dienstes am Beispiel der Fußwaschung Jesu an seinen Jüngern. Es bleibt der Glaube als Vertrauen an das Wirken Gottes, das auch Wirrnisse und Bedrohungen dieser Welt überwinden kann. Damit bleibt die tröstende Zusage: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sie nicht“. An anderer Stelle heißt es im johanneischen Schrifttum: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. (1. Joh. 5, 4). Und es bleibt vor allem inmitten der Schrecken von Krieg und Terror und in den Ungewissheiten der Gegenwart das Vermächtnis des Friedens Christi. Dieser Friede wird in der Gemeinde gegenwärtig und stärkt und tröstet uns als Christen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu 1. Korinther 11,23-26

am 24.03.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Ich habe von dem Herrn empfangen, was ich euch weitergegeben habe: Der Herr Jesus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach's und sprach: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis.“

Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahl und sprach: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis.“

Denn sooft ihr von diesem Brot esst und aus diesem Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.

Liebe Gemeinde,

da sitzen wir nun alle an einem Tisch! Das tun wir in der Kirche nicht häufig. Zum Gottesdienst tun wir es nur einmal im Jahr – eben am Gründonnerstag. Ich möchte sagen: Dies ist der „demokratischste“ Gottesdienst, den wir haben: der Pfarrer einmal nicht als Gegenüber, erst recht nicht „von oben“, von der Kanzel, sondern mitten im Tischkreis, auf Augenhöhe. Und dies auch bei der Predigt, also jetzt.

Wie es zu dem allen kommt? Nun, das dürfte maßgeblich damit zu tun haben, dass in diesem Gottesdienst das Abendmahl im Zentrum steht, und damit das gemeinsame Essen und Trinken. Das ist keine „Gegenüber-Situation“, sondern ganz logisch eine „Miteinander-Situation“. Beim gemeinsamen Essen gibt es keine Hierarchien – und es ist auch nicht zufällig so, dass beim Abendmahl jeder **ein** Stück Brot und **einen** Schluck Wein oder Traubensaft bekommt. Eine zweite oder gar dritte Runde für besonders Privilegierte ist nicht vorgesehen.

Merken Sie, liebe Gemeinde, wie so gesehen in einer Abendmahlsfeier nichts Geringeres geschieht als die Vorwegnahme einer neuen Welt? Denn die Welt, in der wir leben, ähnelt dieser hier dargestellten Welt ja leider überhaupt nicht, im Gegenteil! Da werden Manche immer reicher und Andere immer ärmer; von „Augenhöhe“ und „Gerechtigkeit“ sehen wir viel zu wenig!

Und das, liebe Gemeinde, ist auch bereits in der griechischen Hafenstadt Korinth zur Zeit des Paulus so. Ja sogar mitten in der christlichen Gemeinde ist es so, und Paulus versucht, die Sache in die Reihe zu bringen: Wie schreibt er wenige Verse vor unserem Predigttext: **„Wenn Ihr nun zusammenkommt, so hält man da nicht das Abendmahl des Herrn. Denn ein jeder nimmt beim Essen sein eigenes Mahl vorweg, und der eine ist hungrig, der andere ist betrunken. Habt ihr denn nicht Häuser, wo ihr essen und trinken könnt? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämt die, die nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht.“ (V. 20-22)** – Und dann schließt sich unmittelbar unser Predigttext an.

Das heißt doch: Wenn Paulus hier die Einsetzungsworte des Abendmahls zitiert, so wie er sie seinen eigenen Worten zufolge **„vom Herrn“**, also von Jesus selber empfangen

hat, dann geht es ihm weniger um die Grundlage einer liturgischen Feier als darum, seiner Gemeinde in Korinth einen Maßstab für ein gerechtes Miteinander auf Augenhöhe zu geben.

Und ich frage mich ernsthaft: Wenn die Kirche zu allen Zeiten diesen Zusammenhang der Abendmahlsworte bedacht hätte – ob sie sich dann dermaßen in Auslegungsfragen um die Art der Gegenwart Christi im Empfang von Brot und Wein hätte verbeißern können, wie sie das – leider! – getan hat?

Es ist ja jammerschade: Ausgerechnet dieses Abendmahl, diese Feier der Gemeinschaft der Christen, ist einer der zentralen Punkte, an denen diese Gemeinschaft zerbrochen ist, so dass das gemeinsam gefeierte Abendmahl zwischen Katholiken und Protestanten bis heute ein Wunsch, aber keine Realität ist – jedenfalls sofern man dafür auf die Zustimmung aus Rom warten möchte. Wobei ich dem jetzigen Papst auch an dieser Stelle Einiges zutraue – warten wir mal ab, wie es weitergeht!

Aber auch innerevangelisch ist die Zeit, wo sich etwa Lutheraner und Reformierte nicht um denselben Abendmahlstisch herum versammelt haben, gerade einmal wenige Jahrzehnte her.

Jahrhundertlang hat man sich die Köpfe heißgeredet darüber, was denn nun wirklich beim Abendmahl geschieht: „Ist“ Jesus in Brot und Wein gegenwärtig? Oder sind sie nur „Symbole“ für seine Anwesenheit, die sich in unserem Gedenken an ihn ereignet?

Vollends absurd erscheint diese Debatte, wenn wir einmal bedenken, dass im Hebräischen und auch in Jesu Muttersprache, dem Aramäischen, gar kein Wort dafür vorhanden ist, mit dem Jesus hätte sagen können: „**Dies ist mein Leib**“ oder „**Dies ist mein Blut**“. Dort gibt es kein Wort für das Verb „sein“, sondern man formt so genannte Nominalsätze: „**Dies – mein Leib!**“ oder: „**Dies – mein Blut!**“ Allein diese Feststellung sollte uns im Hinblick darauf, was wir von der Bedeutung der Worte Jesu zu wissen meinen, wohl etwas bescheidener machen.

Allzu leicht geht uns über derlei Spekulationen das Wesentliche verloren. Lassen Sie uns versuchen, es wiederzugewinnen, vielleicht so: Indem wir Brot und Wein miteinander teilen und dies im Gedenken an Jesus tun, so wie er es in den Abendmahlsworten lehrt, feiern wir bereits eine Welt, in der Menschen sich in Gerechtigkeit und auf Augenhöhe begegnen. Diese Welt ist noch nicht die unserer Gegenwart. Aber wir dürfen auf sie hoffen, und wir sind gerufen, an unserem je eigenen Ort zu tun, was wir können, um davon etwas Wirklichkeit werden zu lassen.

Jesus hat seinen Leib, wie er sagt: **für uns** gegeben. Er hat sein Blut, mit seinen eigenen Worten gesprochen, vergossen, weil Gott dadurch einen **neuen Bund** mit uns Menschen geschlossen hat. Auch hier kann man theologisch sehr tiefsinnig und spekulativ werden. Ich möchte es möglichst einfach einmal so versuchen: Jesus hat sich mit seiner ganzen Persönlichkeit ohne jede Reserve für jeden Einzelnen von uns und für uns als Gemeinschaft eingesetzt und damit hingegeben. Das hat ihn sein Leben gekostet. Indem wir das Abendmahl feiern, gewinnen wir nun Gemeinschaft untereinander und mit ihm. Wir gewinnen Gemeinschaft in seinem Geist.

Und darin liegt sowohl eine Gabe als auch eine Aufgabe: Die Gabe liegt darin, dass Gott uns so annimmt, wie Jesus die Menschen angenommen hat: mit allem, was wir mitbringen, gerade mit unseren Schattenseiten. Und die Aufgabe liegt darin, daraufhin seinem Ruf

zu folgen und uns für die neue Welt starkzumachen und einzusetzen, die im Abendmahl bereits zeichenhaft aufscheint.

Und wir dürfen dies in der Hoffnung tun, dass Gott das, was Jesus auf dieser Erde angefangen hat und was in seinem brutalen Tod auf so furchtbare Weise zum Erliegen gekommen zu sein scheint, letztlich ans Ziel bringen wird! Deshalb wird uns nicht gesagt: *„Feiert dieses Abendmahl immer wieder, solange sich diese Welt im Kreise dreht!“* – Nein, sondern: **„Sooft ihr von diesem Brot esst und aus diesem Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt!“** Wie auch immer wir uns das vorzustellen haben: Unsere Abendmahlsfeier wie unser ganzes Leben als Christen steht in dem Horizont, dass Gott letzten Endes sein Reich unmissverständlich aufrichten wird! Lassen Sie es mich so sagen: Darauf hin lässt es sich gut und zuversichtlich feiern!

Es wäre so sehr zu wünschen, dass die gesamte Christenheit unter diesem Vorzeichen Brot und Wein zu ihrem gemeinsamen „Lebensmittel“ macht. Nun können wir hier und heute nicht die gesamte Christenheit beeinflussen. Aber wir können das tun, was Jesus uns lehrt und was Paulus den Korinthern ins Gedächtnis ruft. Bitten wir Gott, dass er unsere Feier mit seinem Segen erfülle! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu 2. Korinther 5,19-21

Am 25.03.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

Karfreitag – zu Deutsch: Der Freitag der Trauer, der Freitag der Klage – vielleicht schon lange nicht mehr war die Bedeutung dieses Tages so passend wie dieses Jahr. Die Angst nimmt zu: vor allem, was wir als fremd empfinden, vor daraus möglicherweise resultierender wirtschaftlicher Belastung. Und nun auch noch terroristische Akte gezielt gegen Unschuldige. Akte, vor denen der Einzelne sich überhaupt nicht schützen kann und gegen die auch die so genannten Sicherheitsorgane des Staates schnell hilflos wirken. Hierzulande konnten bisher Anschläge wie in Paris oder Brüssel verhindert werden. Aber jeder weiß, dass dabei auch großes Glück im Spiel war. Wann wird „es“ auch hier passieren? Und wo genau? Wir sind stärker verunsichert als je zuvor; wir verspüren ohnmächtige Wut; wir trauern und klagen. Man könnte mit den Methoden einer großen Boulevardzeitung eigentlich alles auf die Schlagzeile bringen: *„Wir sind Karfreitag“*...

Wobei: das ist nur die eine Seite der Medaille. Der Karfreitag ist für den christlichen Glauben nicht einfach nur der Tag der Trauer und der Klage. Traditionell gilt er gerade für die evangelische Kirche als der höchste Feiertag im Kirchenjahr! Diese Feststellung jedoch klingt im Lichte dessen, was ich zunächst gesagt habe, sehr irritierend, ja geradezu zynisch. Ob wir nun die zersetzten Körper aus Brüssel oder den Gekreuzigten vom Hügel Golgatha vor Augen haben: Was könnte es hier zu „feiern“ geben?

Übrigens: Dieselbe Frage können wir uns jedes Mal stellen, wenn wir eine *„Trauerfeier“* begehen. Sollten wir auf dieses so makaber klingende Wort nicht lieber verzichten? Ist es nicht ein Ärgernis der deutschen Sprache?

Aber, liebe Gemeinde, so einfach ist die Sache nicht. Und wir sollten derlei Impulsen, wenn wir sie verspüren, nicht allzu schnell nachgeben. Da ist zum einen dieses gerade angesichts aller Katastrophen immer wieder zu beobachtende Phänomen, dass wir Menschen das unbändige Bedürfnis haben, dem Bösen, der Angst, dem, was uns ohnmächtig wütend macht und uns trauern und klagen lässt, etwas entgegenzusetzen. Auch in Brüssel waren wieder diese Meere von Lichtern, von Kerzen und Blumen zu sehen, die die Menschen an den Orten der Attentate aufgestellt haben. Und ich vermute, dass auch in Brüssel die Menschen wieder in die Kirchen geströmt sind. Da haben wir keinerlei Anlass, spöttisch zu sagen: *Ja ja, so ist das eben: Not lehrt beten. Aber wenn' den Leuten gut geht, dann denken sie nicht daran.*

Natürlich hat dieser Einwand irgendwo sein Recht. Aber nehmen wir es bitte auch ernst, dass sich gerade in Trauer und Klage immer wieder eine trotzig-sehnsüchtige Sehnsucht nach Trost und Leben artikuliert. Die große Frage, die sich nun stellt, ist folgende: Bleibt es bei solcher Sehnsucht, oder dürfen wir davon ausgehen, dass diese Sehnsucht erfüllt werden kann und erfüllt wird?

Und an dieser Stelle, wo diese Frage im Raum steht, möchte ich Ihnen den Predigttext des heutigen Karfreitags vorlesen, den Episteltext dieses – ja: dieses Feiertages. Er steht im **2. Brief des Paulus an die Korinther, Kapitel 5, die Verse 19-21.**

Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt.

Liebe Gemeinde,

„**Versöhnung**“ – das ist das Schlüsselwort dieser Verse des Paulus. Wobei es im griechischen Urtext eigentlich eine ganz andere Bedeutung hat: „*Vertauschung*“, „*Austausch*“ – so müssten wir korrekterweise übersetzen. Da wird etwas oder jemand gegen etwas Anderes oder jemand Anderen ausgetauscht. Lassen Sie uns diesem Gedanken weiter nachgehen:

In Christus hat Gott, so müssen wir die Worte des Paulus hören, uns Menschen mit sich selber ausgetauscht. Paulus schreibt: Christus, der Sündlose, wird zur Sünde; wir hingegen, denen es an Gerechtigkeit fehlt, werden „**die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt**“. Man könnte es auch mit den Worten eines Weihnachtsliedes sagen, wo es sehr pointiert heißt: „*Er ward ein Knecht und ich ein Herr, das mag ein Wechsel sein!*“

In der Tat: *Das mag ein Wechsel sein!* Denn hier geschieht nichts weniger, als dass die Ordnung der Welt auf den Kopf gestellt wird. Gott, der Herr der Welt, macht sich in Christus zum Knecht, damit wir, denen eigentlich die Rolle des Knechtes zukommt, an seiner Herrschaft Anteil gewinnen.

Hier regt sich natürlich sofort Protest in uns: Wieso sollten wir überhaupt je „Knechte“ sein? Der Mensch der Neuzeit sieht sich als autonomes Subjekt, das sein Leben selbst entwirft und gestaltet. Sein Menschen- und Weltbild ist, so gesehen, sehr optimistisch. Er sieht die Chancen, die Möglichkeiten, die er hat.

Aber gerade an dieser Stelle sollten wir uns wieder zurück in unsere Karfreitagsrealität holen lassen. „Chancen und Möglichkeiten“ – das bedeutet eben immer auch: die Möglichkeit der Entscheidung zum Schlechten, zum Bösen. Und tun wir bitte nicht so, als seien es immer nur die Anderen, die ihre Entscheidung in dieser Richtung trafen. Zwar ist anzunehmen, dass sich von uns hier und heute niemand den Vorwurf machen muss, den Terrorismus zu befördern. Aber an anderen Menschen schuldig werden, das Gelingen guten Zusammenlebens behindern oder gar unmöglich machen, Lebensgrundlagen gefährden oder gar zerstören – das sind Dinge, die auch uns betreffen, ohne dass wir deshalb gleich zum Bombenleger werden müssten. Ich könnte mich jedenfalls nicht davon freisprechen.

Aber nun kommt das geradezu Atemberaubende: Gott ist es, der uns davon frei spricht! Der den Austausch vollzieht! Der sich selbst da einsetzt, wo wir aus der Misere nicht herauskommen. *Das mag ein Wechsel sein!* Einen „*fröhlichen Wechsel*“ hat Martin Luther ihn genannt!

Wobei unsereiner Luther hier spontan wohl nicht zustimmen würde. Wir fragen vielmehr zurück:

Warum sollte hier überhaupt ein „Wechsel“ notwendig sein? Nehmen wir einmal an, es stimmt: Wir sind irgendwie in das Böse auf der Erde verwickelt. Und Gott will uns helfen. Dann soll er doch bitte schön seine Gnade walten lassen, uns verzeihen – und alles ist gut! Oder etwa nicht? Was soll die Rede vom Austausch, vom Wechsel? Ja vor allem: Warum sollte da jemand elend am Kreuz sterben müssen, damit es uns daraufhin gut geht? Eine abstoßende Vorstellung!

So fragen wir heute, bis tief hinein in Kirche und Theologie. Der christliche Glaube gewinnt unwillkürlich finstere, ja gruselige Züge, wo das Kreuz ins Spiel kommt. Hätte das Erlösungsgeschehen nicht auch – sagen wir einmal: etwas eleganter vonstatten gehen können?

Liebe Gemeinde,

an dieser Stelle ist die Bibel anderer Auffassung: Weil der Riss, den wir durch das, was in biblischer Sprache „Sünde“ genannt wird, in die Welt gebracht haben, so tief ist, ist es nicht getan mit einem kurzen Wort der Verzeihung. Sondern da gilt es einen Ausgleich zu schaffen. Und diesen Ausgleich schafft nun kein Geringerer als Gott selbst: Er springt in Christus sozusagen in die Bresche, wo wir so verstrickt sind in das Böse, dass wir dazu gar nicht in der Lage wären. Das ist es, was Luther den „*fröhlichen Wechsel*“ nennt. Fröhlich für uns, im Endergebnis. Für Christus freilich alles andere als fröhlich. Aber das nimmt er auf sich – uns zuliebe!

Allerdings stellt Gott mit alledem auch an uns eine Anforderung: Wir sind gerufen, uns das, was er da für uns getan hat, zu Herzen zu nehmen. Paulus formuliert diesen Ruf mit Worten, die für seinen Sprachgebrauch enorm freundlich, enorm höflich, ja enorm werbend daherkommen. Er sagt: „**So bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!**“ Oder, wie wir es vorhin genauer wiedergegeben haben: „*Lasst euch auf den Wechsel ein!*“

Es ist ja fast verrückt, aber Paulus weiß: Bisweilen muss man Menschen regelrecht bitten, das anzunehmen, was zu ihrem Heil dient. Weil sie entweder zu verblendet sind, ihre Chance wirklich zu erkennen, oder weil sie den Ernst der Lage noch nicht begriffen haben.

Oder aber es gilt noch etwas Anderes: Paulus gibt keinen Befehl, sondern er bittet, weil er uns einer freien Antwort würdigen möchte. Er will keinen Kadavergehorsam, sondern ein freies, dankbares Ja von uns. Das erzwungene Ja auf einen Befehl hin stünde nämlich nicht unbedingt dafür, dass wir begriffen hätten, was uns da geschenkt wird. Wer hingegen dankbar die Bitte erfüllt, der lässt sich durch das Geschenk, das Gott ihm da macht, von Grund auf verändern. Nicht als wäre er daraufhin perfekt im Umgang mit anderen Menschen. Aber die Grundhaltung seines Lebens wäre fortan die des Respektes vor seinem Mitmenschen und des Einsatzes für sein Wohlergehen.

Ist uns nun klarer geworden, dass es auch am Karfreitag, dem Tag der Trauer und der Klage, etwas zu feiern gibt? Dass gerade an diesem Tag der Dunkelheit Gottes Licht gegenwärtig ist – auch wenn wir es vielleicht überhaupt nicht unmittelbar wahrnehmen?

Mir ist bewusst, dass sich Widerstände in uns regen gegen diese Bitte des Paulus um Versöhnung, darum, dass wir den Wechsel annehmen, den Gott am Kreuz Christi uns zugut vollzogen hat. Der eine meint, das gar nicht nötig zu haben. Der Andere meint, es gebe gewiss genügend Menschen, denen dieses Versöhnungsgeschehen, dieser „fröhliche Wechsel“ gar nicht zugute kommen kann, bei dem abgrundtief Bösen, das sie zu verantworten haben.

In der Tat mutet das biblische Zeugnis uns zu, diese beiden Arten des Widerstandes gegen die Bitte des Paulus in Frage zu stellen. Niemand soll meinen, er bedürfe dieses Wechsels nicht. Und niemand soll meinen, genau zu wissen, wem dieser Wechsel vielleicht nicht zugute kommen kann.

Es geht nicht darum, so zu tun, als gebe es keine Unterschiede zwischen uns Menschen. Es gilt nicht etwa das Motto: *Nachts sind alle Katzen grau*. Aber immerhin soviel möchte ich zu bedenken geben: Wenn wir uns selbst von der Bitte des Paulus angesprochen fühlen und zugleich zugestehen, dass sich auch jeder andere dadurch angesprochen fühlen darf, dann sollte sich daraus ein bei weitem behutsamerer Umgang zwischen uns ergeben, als wenn wir die Menschheit von vornherein einteilen in Gut und Böse, in die mit der weißen Weste einerseits und auf der anderen Seite die „loser“, die sowieso nur Verachtung verdienen. So gesehen will gerade der Karfreitag einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, dass wir Menschen einander näher rücken, uns als Gemeinschaft verstehen, und uns nicht etwa in unsere angestammten „Lager“ begeben und voneinander abkapseln.

Liebe Gemeinde,

„*wir sind Karfreitag*“ – so habe ich eingangs gemutmaßt. Und ich denke nach wie vor: Das gilt in diesem Jahr ganz besonders. Trauer und Klage, ohnmächtige Wut und leider nicht selten auch schnelle Schuldzuweisungen und der Ruf nach den einfachsten „Lösungen“ bestimmen unsere Gegenwart.

Ich möchte nicht so tun, als könnte ich dem sinnlosen Morden in Brüssel und anderswo irgendeinen Sinn abgewinnen. Und ich kann die ohnmächtige Wut nachempfinden, die ja auch mich nach den vielen Terroranschlägen der letzten Zeit immer wieder erfasst.

Aber wenn wir lediglich in diesem Sinne „*Karfreitag sind*“, dann ist noch nicht viel gewonnen. Und dann sind wir es noch nicht im Sinne des biblischen Zeugnisses, das gerade im Karfreitag den Ursprung des Heils erblickt, das Gott uns schenkt und das uns Paulus mit seiner eindringlichen Bitte ans Herz legt.

Wenn die Lichter der Kerzen an den Orten der Attentate, die dort dargebrachten Gebete, auch die dort dokumentierte Hilflosigkeit und Erschütterung – wenn diese ganzen Dinge hingegen auch uns erfassen und uns unsere gesammelte Not vor Gott bringen lassen, dann beginnt der Karfreitag für uns zum Anlass einer Feier zu werden.

Und wenn zu dieser gesammelten Not nicht nur die Empörung über die Verbrechen Anderer, sondern auch das Erschrecken vor manchen Abgründen in uns selber gehört, dann kommen wir dahin, offene Ohren und ein offenes Herz für die Bitte des Paulus zu gewinnen, die er an Christi Statt an uns richtet: Lasst euch versöhnen mit Gott! Lasst euch auf den Wechsel ein, den er euch zuliebe vollzogen hat! Und tretet daraufhin euren Mitmenschen neu gegenüber und zeigt dadurch, dass ihr euch die Bitte des Paulus tatsächlich zu Herzen genommen habt!

Wenn ihr das tut, dann leuchtet schon am Karfreitag ein Licht vom Osterfest her auf. So wie der Karfreitag überhaupt erst von Ostern her in der Kirche „feiertagswürdig“ werden konnte. Und dann hätte es seinen guten Sinn, wenn wir zu dem Schluss kommen: „*Wir sind Karfreitag.*“ Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu 1. Korinther 15,1-11,
am 27.03.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

Liebe Gemeinde,

„*wir sind Karfreitag*“ – so mutmaßte ich vorgestern, genau von dieser Stelle aus. Wobei ich das dann doch wieder in Frage gestellt habe, weil zum biblischen Karfreitag eben nicht nur das Trauern und Klagen, sondern ganz zentral auch der feste Glaube daran gehört, dass ausgerechnet mitten im Tod das Leben seinen Ursprung nimmt. Dennoch: wenn wir die allgemeine, massiv durch die prekäre Weltlage beeinflusste Stimmungslage bei uns so betrachten, drängt sich der Eindruck schon auf: „*Wir sind Karfreitag*.“

Aber wie wäre es mit dem Satz „*Wir sind Ostern*“?!? Der drängt sich kaum auf. Und zwar tut er das genau in dem Maße nicht, wie der Karfreitag – wie gesagt: oberflächlich und nicht wirklich biblisch verstanden! – unser Lebensgefühl beherrscht. Wir konnten schon immer besser klagen als hoffen. Oder etwa nicht?

Nun, ganz so einfach ist die Sache auch wieder nicht! Vielleicht haben Einige von uns die letzte Ausgabe der „*Zeit*“ gelesen: Da wird von der „*Kryonik*“ berichtet. Dahinter steht das griechische Wort „*kryos*“ = „Eis“, und es geht um die Konservierung von Organismen in enormer, künstlich erzeugter Kälte. Hinter dieser Maßnahme steht die Absicht, diese Organismen irgendwann in der Zukunft wieder aufzutauen – dann nämlich, wenn die Krankheit, die den Organismus in Richtung auf den Tod hat gehen lassen, erfolgreich bekämpft werden kann.

Ja, liebe Gemeinde, auch das gehört zu unserem Selbstgefühl: Dem Tod ein Schnippchen schlagen wollen. Alles dafür tun, Leben zu verlängern. Sogar Unsummen von Geld dafür ausgeben. Und wir wissen von der Debatte um die Sterbehilfe, was für extrem schwierige, ja eigentlich niemals wünschbare Situationen dabei entstehen können. Immerhin: Mit dem Titel eines Liedes der Bläck Fööss gesprochen: „*Mir klääve am Lääve!*“ – „*Wir kleben am Leben!*“ – Also doch ein bißchen: „*Wir sind Ostern*“?!?

Liebe Gemeinde,

das Vertrackte ist dies: „*Am Leben kleben*“ – gerade diese Devise kann je nachdem so ziemlich das glatte Gegenteil dessen sein, was Ostern der Bibel zufolge ist. Lassen Sie uns auf Worte hören, die zu den ältesten gehören, die im Neuen Testament überhaupt zu finden sind und die von Ostern handeln. Sie stehen im **1. Brief des Paulus an die Korinther, Kapitel 15, die Verse 1-11**:

Ich erinnere euch an das Evangelium, das ich euch verkündigt habe, das ihr auch angenommen habt, in dem ihr auch fest steht, durch das ihr auch selig werdet, wenn ihr's festhaltet in der Gestalt, in der ich es euch verkündigt habe; es sei denn, dass ihr umsonst gläubig geworden wärt. Denn als erstes habe ich euch weitergegeben, was ich auch empfangen habe:

Dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift; und dass er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen.

Danach ist er gesehen worden von mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch heute leben, einige aber sind entschlafen. Danach ist er gesehen worden von Jakobus, danach von allen Aposteln.

Zuletzt von allen ist er auch von mir als einer unzeitigen Geburt gesehen worden. Denn ich bin der geringste unter den Aposteln, der ich nicht wert bin, dass ich ein Apostel heiße, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe. Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet

als sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist. Es sei nun ich oder jene: so predigen wir, und so habt ihr geglaubt.

Liebe Gemeinde!

Der Apostel Paulus redet vom Ostergeschehen, indem er Worte zitiert, die er aus der ihm bereits überlieferten Tradition der Urchristenheit kennt. Sie klingen wie eine Formel, mit der offensichtlich von Anfang der Kirche an das Entscheidende am Ostergeschehen auf den Begriff gebracht wird: Vers 3-4:

Dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift; und dass er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen.

Paulus schließt dann noch einiges Weitere an, aber ich möchte bei dieser Formel der Urchristenheit bleiben. Sie zeigt uns sehr deutlich, weshalb der Osterglaube etwas nun wirklich ganz Anderes ist als das Festhalten am Leben:

4 Begriffe geben der Formel ihre Struktur: Christus ist: 1. gestorben, 2. begraben, 3. auferstanden, und er wurde 4. gesehen!

Das heißt doch zu allererst: Ostern, die Botschaft vom Leben, ist ohne die Botschaft vom Tod nicht zu haben! Es geht nicht um Lebensverlängerung, auch nicht um Rückkehr ins Leben – in das Leben, das doch immer und unweigerlich den Tod vor Augen hat. Sondern es geht um neues Leben durch den Tod hindurch, und damit um ein Leben im Vollsinn, das den Tod besiegt hat: ein für alle Mal!

Das jedenfalls für mich so Unbefriedigende an Dingen wie der Kryonik, aber auch häufig an Bemühungen der Medizin ist doch dies, dass dadurch der Tod zwar vielleicht eine Zeit lang verhindert wird, was aber letzten Endes immer nur seinen Aufschub bedeutet. Er wird nicht überwunden, er kommt nur später! Und wer weiß denn schon im Voraus, ob er dann wirklich gnädiger kommt, ob er dann leichter zu akzeptieren ist!

Niemand weiß das! Liebe Gemeinde, wir machen uns doch was vor, wenn wir Lebensverlängerung für ein österliches Phänomen halten! Selbstverständlich kann es so sein, dass etwa eine erfolgreiche Reanimation einem Menschen noch viele glückliche Jahre schenkt, so dass Anlass zu großer Dankbarkeit besteht. Aber genauso kann dies geschehen, dass eine medizinisch betrachtete erfolgreiche Bemühung um einen Menschen dessen gnädigen Tod gerade verhindert und ihn auf den Weg zu einem echten Martyrium schickt. Ich habe gleich mehrere solche Situationen vor Augen. Österlich ist das nun wirklich nicht!

Und so denke ich mir: Es ist natürlich ganz furchtbar, dass Krankheiten oder auch Unfälle oder Gewaltakte Menschen nach unseren Maßstäben viel zu früh und auf grausame Art aus diesem Leben reißen können. Dass man Menschen also ihr Leben nehmen kann. Aber noch viel furchtbarer wäre doch die Vorstellung, es könnte gelingen, Leben tatsächlich dauerhaft immer weiter zu verlängern und damit den Menschen ihren Tod zu nehmen – am Ende noch gegen ihren Willen! Das wäre für mich eine wahrlich apokalyptische Vorstellung – Horror pur sozusagen! Und hier zitiere ich gern noch einmal den Apostel Paulus, der wenige Verse nach unserem Predigttext in **1. Korinther 15,19**: Da sagt er: „**Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Kreaturen.**“ Wohl wahr!

Das Leben auf der Erde ist ganz einfach nicht dafür gemacht, ins Uferlose verlängert zu werden. Das merkt Unsereiner doch spätestens, wenn sich die ersten so genannten Alterserscheinungen bemerkbar machen. Da fängt es an, hier und da zu zwicken. Und auf einmal wird dir klar: Das wird nicht wieder besser; da führt kein Weg zurück zur ewigen Jugend. Alle irdischen Ressourcen haben die Eigenschaft, begrenzt zu sein, zu Ende zu gehen. Oder um es ganz bissig mit einem Zitat des bekennenden Atheisten *Woody Allen* zu sagen, das ich ebenfalls in der „Zeit“ gefunden habe: „*Was mich an der Unsterblichkeit am meisten erschreckt? Ich habe gar nicht so viel Unterwäsche!*“

Zurück zu Paulus: **gestorben – begraben**. Mit diesen beiden Feststellungen geht die Formel los. Und ohne diese beiden sind die beiden anderen, die dann folgen, nicht zu haben. Dabei hat das Begrabenwerden keine eigene Qualität. Es bestätigt das Sterben – so wie nachher das Gesehenwerden das Auferstehen bestätigt. Die Botschaft lautet schlicht und ergreifend: Ohne Tod keine Auferstehung. So einfach ist das.

Wobei es wiederum sehr wichtig ist, dass es hier nicht einfach nur heißt: „gestorben“. Sondern: „**für uns gestorben**“! Nicht der Tod als natürliches Lebensende ist hier im Blick, sondern dies, dass Jesus ihn infolge seiner Hingabe, seines Einsatzes für uns, für die Menschheit insgesamt, erleiden musste.

Ja in gewissem Sinne werden wir feststellen müssen: Jesus hat durch sein Leben, durch die Art seines Lebens, seinen Tod geradezu provoziert! Und jetzt kommt das Entscheidende: Genau durch diese seine Art der Lebensführung hat er dem Tod etwas entgegengesetzt, hat er ihm die Stirn geboten, hat er ihm das Feld gerade nicht überlassen. Darf ich so weit gehen zu sagen: Gerade durch seine Art der Lebensführung für uns, uns zugute, hat er den Tod bereits überwunden?!

Meine Konfirmanden werden sich an zwei Beispiele erinnern, von denen ich ihnen in diesem Zusammenhang berichtet habe: Das eine ist Maximilian Kolbe: ein polnischer Franziskanerpater, inhaftiert im Konzentrationslager Auschwitz. Er erlebte es mit, wie nach der Flucht eines Häftlings der Lagerkommandant willkürlich 10 andere Häftlinge aussonderte und in den Hungerbunker schickte. Darunter ein Familienvater, der in Panik zu schreien begann, als er sich unter diesen 10 dem Tode geweihten Häftlingen wiederfand. Und was tut Kolbe? Tritt vor und bietet sich dem Kommandanten zum Tausch an. Dieser, völlig verduzt, lässt sich auf den Deal ein. Kolbe stirbt grausam; der andere Mann überlebt.

Hier haben wir so jemanden, der – in bewusster Nachfolge Jesu! – dem Tod durch seine Art der Lebensführung die Stirn bietet. Der genau dadurch auf der einen Seite den Tod erleidet – aber eben darin durch und durch österlich wirkt! Und der in diesem Fall auch noch ganz konkret Leben schafft, für diesen Menschen, der durch seine Lebenshingabe gerettet wird.

Das andere Beispiel ist ähnlich: Einige waren vor 2 Wochen hier im Gottesdienst, als Laurien Ntezimana aus Rwanda als Gastprediger unter uns war. Seine älteste Schwester Félicité Niyitegeka war katholische Nonne. Während des Völkermordes 1994 half sie, die zur Bevölkerungsmehrheit der Hutu gehörte, vielen bedrohten Menschen, die zur Minderheit der Tutsi gehörten. Als die Mörder kamen, forderten sie Félicité auf, sich von den Tutsi zu trennen. Sie jedoch verweigerte dies und stellte sich zu den Tutsi. Mehrmals forderte der Befehlshaber der Mörder sie auf, zurückzugehen. Sie weigerte sich – und wurde mit den Tutsi-Schwestern umgebracht.

Félicité hat niemandem konkret das Leben gerettet. Und doch atmet ihr Verhalten denselben Geist wie das von Maximilian Kolbe, und sie steht in Rwanda als „Nationalheldin“ in der kollektiven Erinnerung da, ähnlich wie Kolbe in Polen: Ihr physisches Leben konnten die Mörder den beiden nehmen, nicht jedoch ihre Lebenseinstellung, ihren Lebensmut. Jeder Andere hätte sich ängstlich weggeduckt – und damit der Logik des Todes gehorcht. Ihr Gang in den Tod dagegen war aufrecht – und damit vom Leben durchdrungen. Diese Haltung, liebe Gemeinde, verdient „österlich“ genannt zu werden.

Und nun wird dieses Begriffspaar „**gestorben – begraben**“ gefolgt durch das andere: „**auf-erstanden – gesehen**“. Das Sehen bestätigt das Auferstehen, so wie das Begraben das Sterben.

Natürlich haben wir an dieser Stelle ein Problem: Dieser Paulus kann uns viel erzählen. Auch wenn er nicht nur die Jünger, sondern gleich 500 Zeugen des Auferstandenen aufmarschieren lässt – wieso sollten wir seinen Bericht für glaubwürdig halten? Denn *wir* haben den Auferstandenen ja nun mal *nicht* gesehen, oder? Ich jedenfalls kann das nicht für mich in Anspruch nehmen!

Aber fragen wir doch einmal genauer nach: Was soll das eigentlich bedeuten: Jesus „sehen“? Ja, es gibt die Erscheinungsberichte im Neuen Testament; in der Tat heißt es mehrfach, der Auferstandene habe sich seinen Jüngern gezeigt.

Auf der anderen Seite frage ich mich immer wieder: Was mag für die Jünger eigentlich damit gewonnen sein, den Auferstandenen „gesehen“ zu haben? Festhalten konnten sie ihn jedenfalls nicht. Würden wir in ihrer Situation nicht bald hingehen, uns sozusagen in Ohrläppchen kneifen und vermuten, wir hätten das alles nur geträumt? Irgendetwas Ungewöhnliches erleben – das trägt in der Regel nicht weit. Und dass es so etwas gibt wie Wunschdenken oder auch Massenhysterie – das war auch den Menschen der Antike nicht unbekannt. Wir sollten sie nicht für ganz so naiv halten, wie wir das manchmal tun.

Nein, bei Paulus haben sich aus dem „Sehen“ Konsequenzen für sein Leben ergeben! Er bleibt damit nicht für sich! Er beginnt zu reden! Er riskiert Kopf und Kragen für die Verkündigung des neuen Glaubens! Er verharnt eben nicht in der Rolle des „Sehers“, des Zuschauers, dessen, der etwas geboten bekommen möchte. Sondern er fasst Vertrauen und wird selber aktiv!

Würde Paulus die Haltung vertreten, die wir so gern einnehmen – nach dem Motto: *Das muss mir erst mal jemand beweisen, und zwar hieb- und stichfest* – dann hätte er wohl nie Vertrauen zu diesem Auferstandenen gefasst, und es wäre alles in seinem Leben beim Alten geblieben.

Nein, er muss schon den Schritt gehen, sich auf das einzulassen, was er da gesehen hat, statt die Skepsis zu seinem Lebensgrundsatz zu machen. Anders gesagt: Wer die Augen voller Zweifel auf das Jenseits richtet, über das wir niemals etwas Verlässliches wissen können, der wird hier und jetzt keine Auferstehungshoffnung fassen können. Dabei wird er sich immer im Recht fühlen: Anlass zu Zweifel und Skepsis gibt es freilich genug. Aber er könnte sein Hier und Jetzt verpassen. Das jedoch wäre schade.

Paulus, liebe Gemeinde, ruft uns in unser Hier und Jetzt. Über alles Andere sollten wir vielleicht nicht allzu tief sinnig werden. Versuchen wir es doch lieber mit folgender Haltung: Der Gott, dem wir uns hier und jetzt anvertrauen dürfen, der wird dann schon auch für uns in Ewigkeit sorgen. Und darauf dürfen wir uns freuen. Und dann könnte es uns ja am Ende so gehen wie den beiden Zwillingen, mit deren – wie ich finde – wunderschöner Geschichte ich schließen möchte:

Es geschah, dass in einem Schoß Zwillingen empfangen wurden. Die Wochen vergingen, und die Knaben wuchsen heran. In dem Maß, in dem ihr Bewusstsein wuchs, stieg die Freude: „Sag, ist es nicht großartig, dass wir empfangen wurden? Ist es nicht wunderbar, dass wir leben?“ Die Zwillingen begannen, ihre Welt zu entdecken. Als sie aber die Schnur fanden, die sie mit ihrer Mutter verband und die ihnen die Nahrung gab, da sangen sie vor Freude: „Wie groß ist die Liebe unserer Mutter, dass sie ihr eigenes Leben mit uns teilt!“

Als aber die Wochen vergingen und schließlich zu Monaten wurden, merkten sie plötzlich, wie sehr sie sich verändert hatten. „Was soll das heißen?“ fragte der eine. „Das heißt, antwortete der andere, „dass unser Aufenthalt in dieser Welt bald seinem Ende zugeht.“ „Aber ich will gar nicht gehen“, erwiderte der eine, „ich möchte für immer hier bleiben.“ „Wir haben keine andere Wahl“, entgegnete der andere, „aber vielleicht gibt es ja ein Leben nach der Geburt!“

„Wie könnte das sein?“ fragte zweifelnd der erste, „wir werden unsere Lebensschnur verlieren, und wie sollten wir ohne sie leben können? Und außerdem haben andere vor uns diesen Schoß verlassen, und niemand von ihnen ist zurückgekommen und hat uns gesagt, dass es ein Leben nach der Geburt gibt. Nein, die Geburt ist das Ende!“

So fiel der eine von ihnen in tiefen Kummer und sagte: „Wenn die Empfängnis mit der Geburt endet, welchen Sinn hat dann das Leben im Schoß? Es ist sinnlos. Womöglich gibt es gar keine Mutter hinter allem.“ „Aber sie muss doch existieren“, protestierte der andere, „wie sollten wir sonst hierhergekommen sein? Und wie könnten wir am Leben bleiben?“ „Hast du je unsere Mutter gesehen?“, fragte der eine. „Womöglich lebt sie nur in unserer Vorstellung. Wir haben sie uns erdacht, weil wir dadurch unser Leben besser verstehen können.“

Und so waren die letzten Tage im Schoß der Mutter gefüllt mit vielen Fragen und großer Angst. Schließlich kam der Moment der Geburt. Als die Zwillinge ihre Welt verlassen hatten, öffneten sie ihre Augen. Sie schrien. Was sie sahen, übertraf ihre kühnsten Träume. – Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu 1. Korinther 10,16-17,
Abendmahlsgottesdienst der Konfirmanden
am 16.04.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

Liebe Gemeinde, und besonders natürlich: liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden!

Am Vorabend Eures großen Festtages sind wir bereits hier beisammen, um uns darauf einzustimmen und ganz besonders: um Brot und Wein miteinander zu teilen als Zeichen der Gegenwart Jesu Christi unter uns. Und da möchte ich Euch und Ihnen 2 Verse weitergeben, die der Apostel Paulus an die von ihm gegründete Gemeinde in Korinth geschrieben hat: **1. Korinther 10,16-17:**

Ist der Kelch des Segens, über den wir den Segen sprechen, nicht Teilhabe am Blut Christi? Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot.

Wer Abendmahl feiert, kommt nicht einfach mal so auf einen Snack zusammen. Alles, was wir hier vorn gleich tun werden, ist wohl durchdacht und kein Zufall: das Stehen im Kreis, der geordnete Ablauf der Verteilung; es soll eine Atmosphäre der Ruhe entstehen, in der jeder am anderen Anteil nimmt, in der jeder sich Zeit nehmen darf und soll für diesen kleinen Bissen und den kleinen Schluck. Am Ende reichen wir einander die Hände, und nach einem Segenszuspruch geht es wieder zurück auf die Plätze in der Kirche.

Das alles ist wahrlich nicht spektakulär. Aber es ist, wie Paulus es ausdrückt: „**Teilhabe am Blut und am Leib Christi**“. Ich weiß, das klingt für Euch – und auch für viele Erwachsene! – reichlich fremd und merkwürdig. Und ich werde jetzt auch nicht in die theologischen Untiefen der Diskussion einsteigen, wie wir uns unsere Teilhabe an Blut und Leib Christi beim Essen und Trinken von Brot und Wein nun vorstellen sollen. Darüber sind bekanntlich Kirchen zerbrochen, weil die Theologen sich bei diesem Problem nicht einigen können. Auf welche Weise Christus in Brot und Wein gegenwärtig sein mag – diese Frage dürfte nie wirklich schlüssig für alle zu entscheiden sein.

Etwas anderes möchte ich tun, und das halte ich durchaus für sinnvoll: ich möchte mit Euch und mit Ihnen bedenken, was das eigentlich bedeutet, wie wir das Abendmahl feiern, so wie ich es vorhin kurz skizziert habe.

Zunächst: wir stellen uns in einen Kreis. Was als reine Zufälligkeit aus praktischen Gründen erscheinen mag, ist dies keineswegs. Jesus legt großen Wert darauf, festzustellen: so wie das Brot **eines** ist, so sollen auch wir, die wir es zu uns nehmen, **ein** Leib sein, eine große Gemeinschaft. Euch selber, liebe Konfirmanden, ist dieser Gedanke durchaus wichtig: habt Ihr Euch doch daraufhin dazu entschlossen, dass wir dieses Abendmahl mit **einem Leib Brot** feiern, und für Euren Durchgang habt Ihr aus demselben Grunde sehr bewusst auch den **Gemeinschaftskelch** gewählt. Ich weiß, es gab anfangs ein paar Vorbehalte: Ist das auch wirklich hygienisch? Kann ich mich da auch nicht irgendwie anstecken? – Aber letzten Endes seid Ihr Euch bewusst geworden, dass solche Bedenken nicht wirklich begründet sind. Jedes Händeschütteln und jeder Griff an eine Türklinke stellen da ein größeres Risiko dar! Die Kirche als große Gemeinschaft – diese Vorstellung gewinnt durch den Kreis, in dem wir Brot und Kelch miteinander teilen, eine sichtbare Gestalt.

Dabei ist mir zugleich klar: in der Kirche geht uns das immer runter wie Öl: „Wir sind alle eine große Gemeinschaft.“ Aber nehmen wir doch ehrlicher Weise bitte mal den Sprengstoff wahr, der in dieser so banal klingenden Aussage steckt: denn üblicherweise sind wir eben alles andere als eine große Gemeinschaft! Da ist Konkurrenz angesagt; einer drückt den anderen weg oder alle amüsieren sich auf Kosten des Schwächsten! Und seien wir ganz ehrlich: Auch unter uns mag

nicht jeder jeden unterschiedslos; manche Leute gehen uns vielmehr furchtbar auf den Geist – und wir ihnen vermutlich auch!

Nun mag man durchaus einwenden: na ja: so ein wenig Konkurrenz belebt doch das Geschäft; so was muss es doch geben, damit die Welt vorankommt, damit nicht nur betuliche Langeweile unter uns herrscht – oder?

Ja, da ist sicher was von dran. Aber in unserem heutigen Eifer, dieser Einsicht Rechnung zu tragen, vergessen wir oft das Andere: dass es nämlich bestimmt ebenso wichtig ist, darauf zu achten, dass niemand aus der Gemeinschaft einfach herausfällt: aus der gesellschaftlichen Gemeinschaft, aus einer Klassengemeinschaft, ja und auch aus der kirchlichen Gemeinschaft. Klar muss man manchmal auch Position beziehen; es geht nicht um so ein butterweiches: „Ich bin ok, du bist ok, wir sind ok.“ Wohl aber sollte es uns gehen um das, was ich einmal eine „Kultur der Achtsamkeit“ nennen möchte.

Und die können wir hier vorne gleich bereits einüben: indem wir darauf achten, dass unser jeweiliger Nachbar bei der Abendmahlfeier auch in den Kreis integriert ist und Zugang zu den Abendmahlsgaben hat. Ich kriege hier vorn immer wieder mit, wie Leute sich einfach hinstellen und gar nicht merken, wie der Kreis etwa wegen anderer Leute, die noch kommen, größer wird. So stehen sie plötzlich vorn isoliert, weil sie die Gemeinschaft aus dem Blick verloren haben. Das ist dann natürlich keine böse Absicht. Aber mit etwas mehr von der erwähnten Achtsamkeit kann man bereits das vermeiden.

Und im großen Stil, im Alltag unserer zwischenmenschlichen Beziehungen, da gibt es Situationen noch und nöcher, wo wir diese Haltung erst recht zur Grundlage unseres Handelns machen sollten. Da geht es so häufig nach dem Grundsatz der sogenannten „*Schlacht am kalten Büffet*“, dass einem schon vom Zuschauen schlecht werden kann. Und das betrifft wahrlich nicht nur Situationen des Essens und Trinkens.

Weiter: beim Abendmahl bekommt jeder ja nun nicht gerade viel zu essen und zu trinken. Zum Sattwerden reicht es nicht. Aber: jeder bekommt gleichviel. Da stellt man sich nicht zum zweiten oder dritten Mal an! Und das ist nicht nur ein Akt der Höflichkeit. Sondern darin kommt zum Ausdruck: Gott gibt jedem gleichviel. Keiner soll leer ausgehen, und andererseits soll auch keiner hier einfach auf Kosten der anderen alles abräumen.

Auch dies ist wiederum kein Zufall, sondern sollte unsere Grundhaltung nicht nur hier vorne, sondern auch und erst recht in unserem Alltag sein: das Bemühen um Gerechtigkeit, um Ausgleich, da wo die Welt im Großen wie im Kleinen aus den Fugen zu brechen droht. Lasst es mich so sagen: du kannst im Grunde nicht Abendmahl feiern und nicht zugleich die Ungerechtigkeit in der Welt für das himmelschreiende Unrecht halten, das sie in der Tat ist! Eine Kirche, die sich mit der Verteilung der Güter und zugleich der Chancen auf dieser Welt so arrangiert, wie sie nun einmal derzeit gegeben sind, der sollte ihr Abendmahl im Halse stecken bleiben!

Aber nun soll dies alles ja im Grunde gar nicht etwa bedrohlich wirken, sondern es soll uns Mut machen: denn da, wo sich der Geist der Gerechtigkeit und der Einheit wirklich ausbreitet, da profitieren letzten Endes alle, eben weil sie sich als Teile des einen Leibes Christi entdecken, an dem sie alle ihren Platz haben.

Es ist für mich immer wieder faszinierend zu sehen, wie bei einer Abendmahlfeier hier vorn Menschen nebeneinander stehen, die einander häufig gar nicht kennen, aber ich kenne sie inzwischen jeweils doch ganz gut oder zumindest ein wenig. Und da sind dann teilweise Leute dabei, von denen ich genau weiß: sie vertreten zu bestimmten Fragen des Lebens diametral entgegengesetzte Meinungen, oder sie pflegen Lebensstile, die einander stark widersprechen. Die sich vermutlich bei einer Unterhaltung über dieses und jenes furchtbar in die Haare geraten würden. Aber jetzt stehen sie da, feiern gemeinsam das Abendmahl und reichen sich zum Schluss die Hände, um das Segenswort zu empfangen, bevor sie wieder ihren jeweiligen Platz in der Kirche aufsuchen.

Und dann denke ich mir: wenn diese Gemeinschaft, die die beiden da gerade miteinander verbunden hat, doch weiterreichen und weiter Gültigkeit haben möge als nur für diesen Moment der gemeinsamen Feier! Und so lade ich Euch und Sie heute zum Abendmahl, indem ich damit den Gedanken verknüpfe: lasst uns beim nächsten heftigen Konflikt, den wir alle früher oder später haben werden, uns doch einfach mal vorstellen: dieser Konfliktpartner da mir gegenüber, dieser Idiot, dieser Dämelspott – er könnte derjenige gewesen sein, mit dem ich kürzlich noch Leib und Blut Christi vor dem Altar geteilt habe! Ich bin mir sicher: dieser Gedanke kann auch dem Austragen des Konfliktes, der dann anstehen mag, einen anderen Charakter verleihen! Er wird ausgetragen werden müssen – aber er wird anders ausgetragen werden, und das dürfte beiden Konfliktpartnern zugute kommen!

Ein letzter Gedanke: **ein** Leib, das sind wir nicht nur untereinander. Sondern Paulus spricht außerdem von unserer Teilhabe am Leib Christi. Ja ich möchte sagen: nur von dieser Teilhabe am Leib Christi her kann es dann zu dem einen Leib kommen, den wir untereinander bilden. Wenn Ihr, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, heute das Abendmahl feiert, wenn Ihr Euch morgen confirmieren bzw. taufen lasst, dann bekennet Ihr Euch dazu, nicht allein zu einer menschlichen Gemeinschaft zu gehören, sondern zu Christus. Wie ich Euch kenne, werdet Ihr den Grad dieser Zugehörigkeit, dieser Nähe, die Ihr da empfindet, unterschiedlich definieren. Das ist völlig in Ordnung so. Wichtig ist es, dass Ihr Euren Standpunkt einnehmt und dass Ihr zugleich offen dafür bleibt, Euch zu bewegen und – darf ich es so sagen: Euch von Gott bewegen zu lassen, und zwar in eine eindeutige Richtung: auf Eure Mitmenschen zu, gerade auf die zu, die Euch am meisten brauchen! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann
Predigt zu 2. Korinther 3,3,
Konfirmation
am 17.04.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde, und heute natürlich ganz besonders: Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden,

Da habt Ihr gestern ein ganz besonderes Umhängekreuz als Geschenk Eurer, unserer Kottenforstgemeinde bekommen – einige tragen es auch heute. Mir gefiel es sofort, als ich es sah, aber auch meine Frau, die doch um Einiges stilsicherer ist als ich, mochte es gleich und empfahl mir, es für Euch auszuwählen. Ihr seht es und Sie sehen es auf der Titelseite unseres Gottesdienstprogramms.

Es ist ja eigentlich gar kein Kreuz, sondern eine Schriftrolle. Könnte man sie auseinanderziehen, dann wäre das Kreuz gar nicht erkennbar. Erkennbar wird es dadurch, dass die Schriftrolle zusammengerollt wird, aber zwischen den beiden Enden ein Spalt bleibt. Dieser bildet die Längsachse des Kreuzes. Die Querachse entsteht durch die ausgesparten Räume rechts und links.

Und die Rolle ist beschriftet, mit dem vielleicht bekanntesten Bibeltext überhaupt: dem Vaterunser, dem wichtigsten Gebet der Christenheit.

Ich habe mich gefragt: Was hat den Künstler, der dieses Umhängekreuz entworfen hat, wohl veranlasst, es als Schriftrolle zu gestalten? Nun, der christliche Glaube hat bekanntlich viel mit dem Phänomen Sprache und damit verbunden auch mit dem Phänomen Schrift zu tun.

Ihr habt das – vielleicht manchmal etwas leidvoll – im Konfi-Unterricht erfahren. Ich bin ja nicht so der Bastler oder kreative Gestalter, dafür arbeite ich gern mit Texten und habe Euch häufig mit Worten konfrontiert, aus der Bibel oder von anderswo, oder ich habe Euch gebeten, selber Texte, Stellungnahmen oder Ähnliches zu schreiben und zur Diskussion zu stellen.

Wie auch immer wir das nun finden mögen: Unser Glaube hat mit Worten zu tun; er gründet sich auf eine Botschaft, er weckt Fragen, und er verlangt nach Antworten.

Und nun das Wichtige, vielleicht auch Erstaunliche: Wir werden als Christen selber, höchstpersönlich in dieses Wortgeschehen hineingenommen. Der Apostel Paulus schreibt in seinem **2. Brief an die Korinther, Kapitel 3, Vers 3: Ihr seid ein Brief Christi, durch unseren Geist zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen.**

Das heißt doch: Wir kommen nicht nur vor als Empfänger einer Botschaft, sondern als Träger dieser Botschaft, ja wir selber *sind* eine Botschaft für andere! Nicht wahr, viele haben vom christlichen Glauben so eine Vorstellung, als säße der Glaubende nur irgendwo da rum und wartete darauf, dass Gott irgendwas mit ihm anstellt.

So ein Quatsch! Paulus sagt etwas ganz Anderes, und ich versuche das mal in meinen Worten wiederzugeben: Ihr Korinther – ich könnte aber genauso gut sagen: Ihr Röttgener und Ückesdorfer oder woher auch immer Ihr kommt: passt mal gut auf: Gott traut euch etwas zu, sehr viel sogar: Ihr habt die Botschaft von Jesus Christus empfangen, nun denn – schön. Aber jetzt seid Ihr am Zug: Macht was draus! Lasst das Ganze nicht nur an der Oberfläche wichtig sein, etwa für einen Konfirmationssonntag! Sondern seht zu, dass Ihr die Botschaft verinnerlicht, dass sie Euer Herz erfüllt und dass Ihr Euer Leben daran ausrichtet!

Das wäre das, was Gott von Euch will: Dass die Leute an Euch und Eurer Lebenspraxis sozusagen ablesen können, was es um seine Botschaft an uns Menschen ist!

Kurz und knapp sagt Paulus es so: **Ihr seid ein Brief Christi!** Das ist eine große Gabe, eine unglaubliche Würdigung, aber es ist auch eine große Aufgabe, die einher geht mit großer Verantwortung.

Nun mögt Ihr und mögen Sie vielleicht einwenden: Das sehe ich ja nun gar nicht ein! Wieso sollte ich ein „**Brief Christi**“ sein? Ich stehe nicht für irgendjemand anders gerade, sondern nur und ausschließlich für mich selbst. Oder so gesagt: Ich mache *mein* Ding und nicht das von irgendjemand anderem. Punkt. –

Ich gebe zu: Das klingt zunächst ganz plausibel. Jeder ist für sich selbst verantwortlich, nicht weniger, aber eben auch nicht mehr. „**Brief Christi**“ – ich? Wieso sollte ich diese Rolle spielen?

Liebe Gemeinde, liebe Konfis,

hier sind wir in der Tat an einer entscheidenden Stelle. Wer sein Leben konsequent nur für sich führen will, der wird in der Tat mit seiner Mitgliedschaft in der Kirche früher oder später eine Schwierigkeit bekommen. Anders gesagt: Wer meint, sich die entscheidenden Dinge im Leben allesamt selber sagen zu können, der – ja der kann und will wohl in der Tat kein „**Brief Christi**“ sein, sondern eben lediglich „*sein eigener Brief*“ sozusagen.

Ich hoffe aber sehr, dass Ihr letzten Endes realistisch genug seid zu sehen: Das kann unsereiner nicht, ohne Schaden zu nehmen. Wir brauchen dies, dass jemand anders sozusagen „*in uns schreibt*“, auf unser Herz. Weil wir Menschen die fatale Tendenz haben, genau dann in die Irre zu laufen, wenn wir uns für ganz besonders fähig halten, unser Leben in die eigene Hand zu nehmen.

Sich taufen oder konfirmieren zu lassen, ist im Grunde Ausdruck dafür, dass wir merken: Nein, allein komme ich eben nicht gut durchs Leben. Es tut mir gut, mir Wichtiges von anderswoher sagen oder eben schreiben zu lassen. Ich bin kein „*unbeschriebenes Blatt*“ – aber es ist eben gut und richtig, dass ich das nicht bin – sofern freilich der Autor, der da auf mir schreibt, nicht irgendwer ist.

Denn leider ist auch dies richtig: Interessenten für diesen ganz besonderen „*Schreib-tischjob*“ gibt es ja – leider – eher zu viele als zu wenige! Wenn Paulus seine Leser in Korinth dezidiert als **Brief Christi** anspricht, dann verweist er uns nicht an irgendeine Botschaft, sondern sehr präzise an die Botschaft der Bibel, die Gott uns eben nicht nur in Buchform oder auch etwa als Tauf- oder Konfirmationsurkunde mitgeben möchte, sondern die er uns ins Herz schreiben will, damit sie uns zur Lebensgrundlage wird.

Die Botschaft der Bibel – vielleicht seufzt Ihr innerlich: Ist die denn wirklich für ein ganzes Leben tragfähig? Ruft die mich nicht zu so uncoolen Dingen wie Nachgeben, bescheiden sein, immer sanft und freundlich sein und so weiter? Mal ganz ehrlich: Damit ist in dieser Welt doch kein Blumentopf zu gewinnen! Schon den, nach dem wir Christen uns nennen, hat diese Art der Lebensführung bekanntlich ausgerechnet ans Kreuz gebracht! Bin ich denn blöd, bei sowas mitzumachen und sozusagen geradewegs zum Loser zu werden?

Liebe Gemeinde, liebe Konfis:

Ich bin fest überzeugt: So redet nur jemand, der lediglich ein Klischee im Kopf hat, vor allem: der es noch gar nicht wirklich ausprobiert hat. Ich finde es sehr erstaunlich, dass dieser biblische Glaube sich ungeachtet aller Blößen, die er sich gibt, bis heute durchgehalten hat, während andere Weltanschauungen, die äußerlich betrachtet wesentlich kraftvoller und beeindruckender aufgetreten sind, längst wieder von der Bildfläche verschwunden sind.

Ein Beispiel dafür – und damit wäre ich wieder bei Eurem Konfekreuz: Wir haben im Konfi-Unterricht beim Thema Bibel kurz über die Rollen von Qumran gesprochen; vielleicht erinnert Ihr Euch. Das sind Schriftrollen mit Texten hauptsächlich aus dem Alten Testament. Juden haben sie vor 2000 Jahren in den Höhlen von Qumran am Toten Meer in Israel versteckt, als die übermächtigen Römer kamen, viele Juden ermordeten und alles zerstörten, was ihnen in die Hände fiel. Und da haben diese Pergamentrollen, aufbewahrt in Tonkrügen, in diesen unzugänglichen Höhlen gelegen, bis sie in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts mehr zufällig gefunden wurden. Ich sage Euch und Ihnen: Diese so zart und zerbrechlich wirkenden Rollen haben die Zeiten überdauert. Das hat so manche in Stein gemeißelte Inschrift nicht geschafft!

Ähnlich wie ja auch das Volk Israel alle Zeiten überstanden hat, obwohl es doch praktisch immer eine kleine, bedrohte, ja zum Teil lebensbedrohlich verfolgte Minderheit war! Wer spricht heute noch von den so genannten Weltreichen der Ägypter, der Assyrer, der Babylonier, der Römer? Seit Jahrhunderten tun dies nur noch die Geschichtsbücher: Israel dagegen ist eine gegenwärtige Größe – in tausenden Konflikten, wohl wahr! Aber lebendig! Und ich bin geneigt zu wetten: Wenn eines Tages auch die Amerikaner, die Russen oder wer sonst ebenfalls nur noch die Historiker beschäftigen werden, wird Israel immer noch eine Gegenwart haben.

Und vielleicht sind diese Feststellungen für uns ja ein Anlass, stärker mit der fortdauernden Gültigkeit der biblischen Botschaft zu rechnen, als wir das meist tun. Vielleicht ist es weiter ein Anlass für uns, gern und aus Überzeugung so ein Brief Christi sein zu wollen und so ein Kettchen mit der Schriftrolle um den Hals zu tragen oder jedenfalls irgendwo sehr bewusst aufzubewahren.

Ich sage Euch: In dieser Botschaft steckt Energie drin, eine Power, die ihresgleichen sucht! Ich wünsche Euch von Herzen, dass Ihr Euch immer wieder und immer neu darauf verlasst, dass Ihr die Würdigung und zugleich die Verantwortung annehmt, ein Brief Christi zu sein und Euer Leben an ihm auszurichten.

Heute, am Tage Eurer Konfirmation oder Taufe, geht Ihr einen großen Schritt in diese Richtung. Seht zu, dass Ihr ihm weitere Schritte folgen lasst! Dazu gebe Gott Euch den Willen und die Kraft – und seinen Segen! Amen.

Jörg Zimmermann

**Predigt zu Römer 16,1-2+7,
am 24.04.2016**

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

als es vor Jahren hieß: Wir bekommen ein Neubaugebiet zwischen Röttgen und Ückesdorf – da hielt sich die Begeisterung zunächst in Grenzen. So ähnlich ist es ja fast immer, wenn irgendetwas Gewohntes, vielleicht auch Liebgewordenes aufgebrochen wird, wenn sich etwas verändern soll. Wir Menschen sind offensichtlich sozusagen „Beharrungswesen“, die dem Unbekannten in der Regel erst mal skeptisch gegenüber treten.

Auf den zweiten Blick dachten wir aber recht bald: Es ist sicher gut für den Ort, sich durch ein Neubaugebiet einmal mehr zu verjüngen! Und außerdem: Das spricht doch für Bonn allgemein und Röttgen im Besonderen als attraktiven Standort, wenn offensichtlich so viele Menschen hierherziehen wollen, dass wir ein Neubaugebiet benötigen. Ich erinnerte mich daran, wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen aus den strukturschwachen Teilen der Evangelischen Kirche im Rheinland häufig ein Klage lied anstimmen über leerstehende Immobilien, sinkende Gemeindegliederzahlen und alle Probleme, die sich auch für eine Kirchengemeinde daraus ergeben. Seien wir doch froh, wenn wir uns mit solchen Dingen nicht beschäftigen müssen!

Schließlich, und wahrlich nicht zuletzt: Praktisch alle Protestanten, die hier in unserem Pfarrbezirk wohnen, müssen sich eingestehen: Wir sind nicht wirklich „Alteingesessene“ hier in Röttgen oder Ückesdorf! Auch wir sind vor Zeiten hier zugezogen und haben uns gefreut, wenn wir herzlich begrüßt wurden! Also haben wir allen Anlass, es denen gegenüber genauso zu machen, die jetzt zu uns ziehen!

Mit einer gewissen Spannung haben wir dann darauf gewartet, wie die neu entstehenden Straßen wohl heißen würden. Als die Straßenschilder dann montiert wurden – Hand aufs Herz: da dachte so Mancher, insbesondere unter den Jüngeren: Hä? Wer soll das denn sein, diese ganzen Frauen? Hedwig Dransfeld? Elisabeth Schwarzhaupt? Marie-Elisabeth Lüders? Nie gehört, oder wenn doch, dann nur ganz von ferne!

Erst wer genauer recherchierte, lernte auf einmal eine Gruppe von Frauen kennen, die als Vorkämpferinnen für Frauenrechte und überhaupt für Frauen in Politik und Gesellschaft gelten können! Frauen, deren Namen und Geschichte wir durchaus einmal zur Kenntnis nehmen sollten! Unser heutiges Quiz, das die Konfirmanden verteilt haben, soll Ihnen dabei helfen.

Weiter dachte ich mir: Eigentlich war es ja genau parallel zur Geschichte dieser Frauen in der Politik, dass Frauen auch in der Kirche ihre Rechte stärker geltend gemacht und durchgesetzt haben. Einige der Namensgeberinnen unserer neuen Straßen waren ja auch nicht nur in der Politik aktiv, sondern durchaus auch in der Kirche. Aber ganz ehrlich gesagt: die Kirche war beileibe keine Vorreiterin in dieser Entwicklung, sondern folgte dem allgemeinen Trend – wie so häufig! – mit etwas zeitlichem Abstand!

Warum, so fragte ich mich, ist das eigentlich so? Und was sagt uns die Bibel zu alledem? Wir haben es vorhin schon in der Sprechszene der Konfis gehört: In der Bibel stehen

sehr unterschiedliche, zum Teil geradezu widersprüchliche Dinge über das Verhältnis von Mann und Frau. Woran sollen wir uns da halten?

Ich möchte heute mit Ihnen einmal einen Blick auf das Ende des Römerbriefes werfen, auf einige Verse seines 16. und letzten Kapitels. Darüber wird in der Regel nie gepredigt. Auch ich tue es heute zum ersten Mal. Denn dort stehen, wie in Briefen üblich, nur noch ein paar Grüße. Aber gerade hier lohnt es sich, genauer hinzugucken! Ich lese zunächst den Vers 1-2:

Ich befehle euch unsere Schwester Phöbe an, die im Dienst der Gemeinde von Kenchreä ist, dass ihr sie aufnehmt in dem Herrn, wie sich's ziemt für die Heiligen, und ihr beisteht in jeder Sache, in der sie euch braucht; denn auch sie hat vielen beigestanden, auch mir selbst.

Wortwörtlich ist hier die Rede von der besagten Frau namens Phöbe als einer „Diakonin“ der frühen Kirche, also einer Amtsträgerin. Das sollten wir doch schon mal festhalten: Auch der nicht immer wirklich frauenfreundliche Paulus kennt es und erwähnt es, dass Frauen in der Kirche von Anfang an Amtsträgerinnen waren!

Und wer genauer hinschaut, entdeckt noch mehr: Paulus erwähnt, Phöbe habe vielen Menschen „beigestanden“, unter anderem auch ihm selbst. Das Wort, das hier im Griechischen steht, meint einen „Beistand“ sehr qualifizierter Art: es geht um einen Rechtsbeistand, also um fachkundige Unterstützung bei Problemen mit der Justiz – und die waren für die frühen Christen bekanntlich ein heikles Thema! Wer hier zu helfen wusste, nahm eine zentrale Rolle in der Kirche ein, soviel steht fest!

Und noch etwas: Paulus befiehlt Phöbe der Gemeinde in Rom an und bittet sie, sie aufzunehmen, wenn sie kommt. Aus diesem Satz ist die Vermutung abgeleitet worden, Phöbe könnte die Überbringerin des Römerbriefes an die dortige Gemeinde gewesen sein. Paulus konnte seine Briefe damals bekanntlich ja leider noch nicht der Post anvertrauen. Jedenfalls weiß er von einer bevorstehenden Reise der Phöbe nach Rom – warum sollte das keine „Dienstreise“ im Auftrag der ersten Christenheit gewesen sein? Soviel zumindest wird deutlich: Wir haben es bei Phöbe mit einer prominenten Gestalt der frühen Kirche zu tun. So richtig bekannt ist sie leider dennoch nicht geworden. Schön, dass wir sie heute endlich einmal ein wenig näher kennengelernt haben – ähnlich wie die Frauen auf den Straßenschildern im Neubaugebiet Am Hölder!

Aber alles, was wir bisher gehört haben, dürfte jemanden wie Otto, den Ehemann von Hildegard in unserer kleinen Sprechszene von vorhin, noch nicht groß beeindrucken oder gar von seiner Meinung abbringen. Mal ganz frech gesprochen: „Diakonin“ darf Phöbe gern sein! Schließlich bedeutet dieses Wort auf Deutsch wortwörtlich „Dienerin“, und was das Dienen angeht, so waren es wohl zu allen Zeiten der Kirchengeschichte vor allem die Frauen, die entsprechende Posten innehatten – sehr zur Freude und Entlastung der Männer!

Wer so denkt, der sollte jetzt unbedingt weiter zuhören; ich lese **Römer 16, Vers 7**: Paulus schreibt: **Grüßt Andronikus und Junias, meine Stammverwandten und Mitgefangenen, die berühmt sind unter den Aposteln und schon vor mir in Christus gewesen sind!**

Jetzt werden Sie mich fragen: Was soll denn nun an diesem Vers so aufregend gewesen sein, gerade für das Thema Männer und Frauen? Ich will es Ihnen gern verraten und

damit zugleich einen kleinen Einblick in die Schwierigkeiten geben, die im Umgang mit Texten aus der Antike bisweilen auftreten können:

Paulus lässt also zwei weitere Leute grüßen: einen gewissen Andronikus und einen weiteren gewissen Junias. Beide bezeichnet er als prominente Apostel! Apostel – das ist in der Tat nicht irgendwer im Neuen Testament: Zunächst sind es die Jünger Jesu, dann Paulus selbst, und außerdem offensichtlich noch andere Leute. Sie alle sind „gesandt“, die christliche Botschaft unter die Leute zu bringen. Das ist schon damals die zentrale Aufgabe der Kirche gewesen, und sie ist es bis heute. Hier hat das heutige Pfarramt seinen Ursprung!

Und um wen geht es hier des Näheren? Zunächst nennt Paulus einen gewissen Andronikus, sodann einen gewissen Junias. Nun denn: Beide sind nur aus diesem kleinen Vers im Römerbrief bekannt. Anderswo werden sie nicht erwähnt.

Aber jetzt kommt der Clou: Den Männernamen Junias, den wir hier in Luthers Übersetzung finden, gibt es in der gesamten antiken Literatur nicht! Hier steht also ein Name, der ansonsten völlig unbekannt ist! Was mag das bedeuten? Nun, die Sache verhält sich so: Es gibt im Griechischen sehr wohl einen Frauennamen Junia. Es ist nur die Veränderung eines kleinen Akzentes, die den Namen hier fast unmerklich von der weiblichen Form in eine männliche übergehen lässt!

Und warum ist diese Veränderung und damit die Erfindung eines ansonsten völlig unbekanntem Namens wohl vorgenommen worden? Vermutlich doch deshalb, weil sich irgendwann jemand ganz einfach nicht vorstellen konnte oder wollte, dass in der Urchristenheit eine Frau das Apostelamt innegehabt haben könnte! So ganz nach dem bekannten Motto, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“. Also unterstellt man, der Text sei fehlerhaft überliefert worden, und man (Mann!) verbessert ihn – oder sollte ich besser sagen: man verschlimmbessert ihn!

Liebe Gemeinde,

wir dürfen davon ausgehen, dass Paulus hier eine urchristliche Apostelin namens Junia grüßen lässt! „Apostelin“, das klingt ungewohnt, etwas merkwürdig – vielleicht ja so ähnlich wie „Bischöfin“: Aber ebenso wie es diese in unserer Kirche mittlerweile gibt, dürfte es die Apostelin Junia in der ersten Christenheit gegeben haben!

Es ist bisweilen sagenhaft, wie solche zarten Spuren einer gewissen Gleichberechtigung der Geschlechter in früherer Zeit so mir nichts, dir nichts klammheimlich getilgt werden – und damit wird dann der Grund gelegt für einen Mangel an Gleichberechtigung, dem erst Jahrhunderte oder gar Jahrtausende später wirklich abgeholfen wird!

Vielleicht lachen heutige Jugendliche darüber, aber diese Gleichberechtigung war auch in der evangelischen Kirche noch vor recht kurzer Zeit alles andere als selbstverständlich! (Nicht wahr, wir schauen ja manchmal etwas abfällig auf die katholische Kirche, die nach wie vor keine Frauen im Priesteramt akzeptiert. Aber unser „Vorsprung“ ist aufs Ganze der Kirchengeschichte gesehen an dieser Stelle nur minimal!)

Ich erinnere mich daran, wie mir eine Pfarrerin aus der Generation meiner Eltern erzählte, wie sie ihre erste eigentlich anstehende Beerdigung nicht machen durfte: Der Verstorbene hatte verfügt, keinesfalls von einer Frau bestattet zu werden.

Und ich erinnere mich des Weiteren daran, wie ich in den ersten Jahren meines Dienstes hier in Röttgen einmal sonntags morgens vor dem Gottesdienst einen mir bis dahin

unbekannten Mann an der Kirche stehen sah. Ich begrüßte ihn und fragte, ob er vielleicht gerade in Röttgen zu Gast sei. *Darauf er: In meiner Gemeinde predigt heute eine Frau. So was höre ich mir nicht an.* Darauf ich, ziemlich konsterniert: *Na dann müssen Sie aber aufpassen: Das kann Ihnen in der Thomaskirche genau so passieren.* Er: *Ist mir klar. Dann komm ich auch nicht hierher.* – Soweit ich sehe, ist er überhaupt nicht mehr gekommen.

Und ich denke mir: So jemand kann einem eigentlich ja nur Leid tun! Isoliert sich selbst und lässt sich so Vieles entgehen! Es ist zwar sicher so, dass wir in der Kirche an manchen Stellen aufpassen müssen, nicht einfach immer nur „mit der Zeit gehen“ zu wollen. Es gibt aber auf der anderen Seite auch die Gefahr, nur noch im Überkommenen zu verharren und das dann für besondere Glaubensstärke inmitten einer sich ständig wandelnden Welt zu halten. Das kann es ja nun auch nicht sein!

In der Bibel selber und vor allem bei Paulus werden wir Zeugen dessen, dass da überkommene Rollenvorstellungen mit einem durch Christus eröffneten völlig neuen Geist konfrontiert werden. Bisweilen bleibt Paulus in den überkommenen Klischees. Bisweilen werden die Ausführungen des Paulus sogar gemäß dieser Klischees verschlimmbessert – wir hörten es am Beispiel des Namens Junia! Noch krasser ist das Beispiel des berühmten Bibelwortes „**Das Weib schweige in der Gemeinde**“ aus **1. Korinther 14**. Vieles deutet darauf hin, dass es nicht ursprünglich im Text des Paulus gestanden hat, sondern von einem späteren Überarbeiter des Textes einfach in diesen hineingefügt worden ist! Wie gesagt: mit den Texten der Antike ist es häufig keine einfache Sache!

An anderen Stellen jedoch bricht sich der Geist Christi beeindruckend Bahn, auch in den Briefen des Paulus: etwa in **Galater 3**, wo wir in der Lesung hören durften, dass **in Christus weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Frau, weder Sklave noch Freier** sind, sondern dass wir **alle in seinem, in Christi Geist zusammengehören**.

Liebe Gemeinde, und besonders: liebe neu bei uns Zugezogene:

Natürlich geht es auch in unserer Gemeinde häufig menschlich-allzumenschlich zu. Natürlich bleiben auch wir immer wieder hinter diesem Geist Christi zurück. Aber soviel sage ich auch ganz deutlich: Der gute Wille, diesen Geist zur Entfaltung kommen zu lassen, der ist da! Und wir freuen uns, wenn wir dabei neue Impulse von außen bekommen und neue Menschen bei uns begrüßen dürfen. Darum freuen wir uns über Sie! Und wir freuen uns auch über den heutigen Tag hinaus auf Sie in unserer Mitte! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann
Predigt zu 1. Timotheus 2,1-6a,
am 01.05.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

So ermahne ich nun, dass man vor allen Dingen tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit.

Dies ist gut und wohlgefällig vor Gott, unserm Heiland, welcher will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Denn es ist *ein* Gott und *ein* Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.

Liebe Gemeinde,

praktisch jeder Brief im Neuen Testament enthält Ermahnungen des Autors an seine Leser. Deshalb sind diese Abschnitte der Briefe auch nicht gerade ihre beliebtesten Teile. Wer lässt sich schon gern ermahnen? Leicht stellt sich hier das Klischee ein, demzufolge die Kirche eine Institution ist, die hauptsächlich *gebietet* und *verbietet*. (Und dann, so lehrt die Erfahrung, selber den eigenen Ansprüchen längst nicht immer gerecht wird!)

Auch für den Prediger sind die Ermahnungen nicht die beliebtesten Teile der Briefe. Und doch sollten wir weder als Hörer noch als Prediger diese ermahnenden Passagen einfach übergehen. Zumal gerade der Text, der uns heute mitgegeben wird, einerseits überraschender und andererseits tiefsinniger ist, als wir vielleicht spontan meinen.

Zunächst: überraschender, so sagte ich. Warum? Nun, ist Ihnen aufgefallen, was diesen Worten zufolge die wichtigste Ermahnung ist, die der Autor seinem Leser Timotheus ans Herz legt? Es geht nicht um Rechtschaffenheit, nicht um Wahrheit, nicht um Nächstenliebe, nein: Er mahnt seinen Leser und damit auch uns zum **Gebet**. Ausdrücklich erwähnt er **Fürbitte** und **Danksagung**, und dies im Hinblick auf **alle Menschen**.

Da muss ich ja schon mal tief Luft holen: **Danksagung für alle Menschen**? Also auch für die, die mir furchtbar auf die Nerven gehen? (Wobei ich mir immer zugleich klarmachen muss, dass manche Leute in dieser Hinsicht wohl auch Schwierigkeiten haben werden, Gott für mich, für mein Dasein und Sosein zu danken!)

Erst recht wird es schwierig, wenn wir nicht nur an den einen oder die andere denken, die wir nun mal nicht gut leiden können. Sondern an diejenigen, die im großen Stil für Unheil, für Krieg und Leid auf dieser Welt verantwortlich sind!

Und gerade an dieser Stelle packt der Predigttext noch eins drauf: Denn er konkretisiert seine Rede von „**allen Menschen**“ ausgerechnet dadurch, dass er „**die Könige**“ und „**alle Obrigkeit**“ nennt! Also gerade die Mächtigen dieser Welt sind Gegenstand des Gebetes, zu dem er seinen Leser anhält!

Da fragen wir uns doch unwillkürlich: Ist dieser Autor – ob es nun der Apostel Paulus selber ist, wie es im ersten Vers des Briefes steht, oder einer seiner Schüler, wie die neutestamentliche Forschung seit langem vermutet – egal! –, ist dieser Autor so weltfremd, dass er nicht weiß, was da bisweilen für Menschen am Werk sind, am grausamen und menschenverachtenden Werk?

Liebe Gemeinde,

diese Frage können wir nun freilich getrost mit „Nein“ beantworten: Natürlich weiß der Autor um Ungerechtigkeit und Leid in der Welt. Er lebt schließlich unter einer Regierung, die der jungen Kirche alles andere als freundlich gegenübertritt. Er hat es mit einer „Obrigkeit“ zu tun, die den christlichen Glauben nicht nur nicht fördert, sondern die ihn bekämpft und seine Anhänger mit dem Tode bedroht! Wenn wir heute vielleicht Unbehagen mit den Worten des Briefes empfinden mögen, dann weil wir oft einfach seufzen über schlechte Politik, über Bürokratismus, vielleicht auch über Verfilzung oder Korruption oder über „die da oben“, die wir so gern zu unseren Feindbildern machen. Aber immerhin haben wir sie selber gewählt. Und Hand aufs Herz: Wer möchte in vielen Situationen eigentlich wirklich mit Ihnen tauschen? Wer von uns glaubt denn tatsächlich, es auf jeden Fall besser zu können?

Soviel jedenfalls ist sicher: Paulus oder sein Schüler hätte erst recht und noch viel mehr als wir Anlass dazu gehabt, die Politiker seiner Zeit mit Kritik oder gar mit Hass und Verachtung zu überziehen! Was aber tut er: Er ruft zum Gebet für sie auf: zur Fürbitte für sie und zum Dank für sie.

Ist das Ausdruck von Kritiklosigkeit? Von Anbiederung? Oder vielleicht von geschickter Taktik, um die Kirche im römischen Reich salonfähig zu machen? Ich glaube das nicht. Und es gibt bekanntlich auch Passagen im Neuen Testament, die höchst kritisch, ja respektlos und abfällig über Politiker sprechen. Wenn etwa Jesus den König Herodes einen „Fuchs“ nennt (Lukas 13,32). Oder wenn deutlich wird, dass sich hinter dem „Tier aus dem Abgrund“ in der Offenbarung der Johannes der römische Staat verbirgt, dem der Untergang vorausgesagt wird. Was aber bedeutet es dann hier, wenn der Autor des 1. Timotheusbriefes die Politik dem Gebet der Glaubenden ans Herz legt?

Ein kleines Detail könnte hier aufschlussreich sein: Der Autor erwähnt Fürbitte und Danksagung – und zwar in dieser Reihenfolge! Wir sind das ja meist andersherum gewohnt: Erst der Dank – im Rückblick auf die Vergangenheit, dann die Bitte – in Vorausschau auf die Zukunft. Darf ich vielleicht mutmaßen, dass unser Autor das doch etwas anders haben will? Etwa so: Die Politik braucht das Fürbittgebet, so wie sie Gottes Beistand braucht, um ihrer wahrlich anspruchsvollen Aufgabe gerecht werden zu können. Und wenn das dann Wirklichkeit geworden ist, dann haben wir in der Tat Anlass, dafür zu danken!

Soviel jedenfalls ist sicher: Wenn wir für jemanden beten, dann bedeutet das gerade nicht, dass wir diesen Menschen nun besonders herausstellen wollten, so als sei er besonders gut in dem, was er ist und tut. Es ist geradezu andersherum – und jetzt sind wir bei dem, was ich an unserem Predigttext als äußerst tiefsinnig empfinde:

Indem wir für jemanden beten, geben wir zwei Einsichten Ausdruck: erstens einer kritischen Einsicht: Der Betreffende kommt aus eigener Kraft nicht gut durchs Leben; er kann seine Aufgaben nicht von sich aus gut erfüllen. Er benötigt vielmehr Hilfe dabei, und zwar Hilfe über alle menschlichen Möglichkeiten hinaus – Hilfe durch Gott! Und zweitens geben wir einer hoffnungsvollen Einsicht Ausdruck: Gott kann aus diesem Menschen und seinem

Handeln etwas Gutes machen. Platt gesagt: Bei dem ist noch nicht Hopfen und Malz verloren, sondern: „*Da geht noch was!*“

Zu Ersterem, der kritischen Einsicht, möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich vor Jahren erlebt habe. Viele wissen: Ich habe vor mehr als 20 Jahren in Ruanda gelebt, bis ich aus dem Völkermord dort geflohen bin. Seit 1994 wird jedes Jahr am 7. April dieses Völkermordes gedacht, und die ruandische Botschaft in Deutschland lädt aus diesem Anlass immer zu einem Gottesdienst ein. Als die Botschaft ihren Sitz noch in Bonn hatte, wurde ich einmal gebeten, in diesem Gottesdienst die Fürbitten zu sprechen. Ich fühlte mich geehrt und sagte zu. Natürlich war es für mich als Pfarrer eine Selbstverständlichkeit, die Fürbitten nicht nur zu lesen, sondern auch selber zu schreiben. Ich tat dies und reichte sie am Tag vor dem Gottesdienst ein, damit die anderen Mitwirkenden Bescheid wussten.

Postwendend bekam ich eine Antwort: Ich möge bitte die Fürbitten sprechen, die man mir in der Anlage mitgesendet hatte. Die seien vom Vorbereitungskomitee verfasst worden und für den Gottesdienst vorgesehen. Ich antwortete, ich würde doch lieber meine eigenen selbstgeschriebenen Fürbitten vortragen statt solche, die jemand anders verfasst hatte. Wieder die postwendende Antwort: Nein, entweder die mir zugesandten Fürbitten oder gar keine.

Ich sah mir diese Fürbitten genauer an. Unter uns gesagt: das waren relativ belanglose allgemeine Bitten um Frieden und gutes Miteinander, und am Ende noch die berühmten Verse von Franz von Assisi: Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens...

Meine Fürbitten hatten anders ausgesehen: Völlig arglos hatte ich Gott um Kraft und Weisheit für die ruandische Regierung gebeten, damit sie ihre schweren Aufgaben gut erfüllen könnte. Ich hatte des Weiteren die damals im Kongo lebenden Millionen ruandischer Flüchtlinge dem Beistand Gottes anbefohlen und für die Einheit des ganzen Volkes gebetet.

Auf einmal wurde mir klar: Das war Beides nicht erwünscht: Zum einen eine Bitte für die ruandische Regierung, die indirekt zum Ausdruck brachte: Ohne Gottes Hilfe würde sie nicht gut regieren können. Und zum Zweiten die Bitte, die ausdrücklich die Menschen jenseits der Landesgrenzen in den Flüchtlingslagern in den Blick nahm. Menschen, unter denen sicher viele Völkermörder waren, aber ebenso sicher auch viele, die selber nur als Opfer der gesamten Tragödie bezeichnet werden konnten. Beide Bitten passten nicht ins Konzept und sollten nicht laut werden. – Das Ende der Geschichte: Ich habe zum ersten und bisher einzigen Mal meine Teilnahme an einem Gottesdienst verweigert. Ich ging nicht dahin.

Und zugleich dachte ich mir damals und denke mir heute: Vielleicht hatte die ruandische Regierung besser als manch Anderer begriffen, was Fürbitte tatsächlich bedeutet: nämlich zunächst einmal das Eingeständnis eines eigenen Defizits! Und zugleich die Hoffnung sogar für solche, die nicht zu denen zählen, die ich gern an meiner Seite habe.

Die Frage ist, ob wir uns das beides angedeihen lassen: die Infragestellung, das Eingeständnis des Defizits, und die Hoffnung, die sich allerdings eben nicht nur auf uns selber richtet, sondern sogar auf die, für die wir unsererseits sie vermutlich gar nicht aufbringen würden und wollten! Dies Beides wollten die Leute von der ruandischen Botschaft damals offensichtlich nicht.

Der Verfasser des 1. Timotheusbriefes dagegen legt nachdrücklich Wert darauf, alle Menschen zum Gegenstand des Gebetes zu machen: eben weil er für sie alle, für uns alle

sowohl dieses Defizit als auch diese Hoffnung geltend macht. Pointiert sagt er, und damit spannt er den Bogen wieder weit über die Politik hinaus: **Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. (V. 4)**

Dieser Vers wird allgemein hin immer als sehr „schön“, als harmonisch und damit als positiv empfunden. Isoliert gehört, würde fast jeder sein Häkchen dahinter machen nach dem Motto: Genau, das sehe ich auch so.

Aber nach dem Gehörten und wenn wir etwas genauer bedenken, was da gesagt wird, sind wir jetzt vielleicht etwas vorsichtiger mit allzu selbstverständlicher vorbehaltloser Zustimmung.

Denn es ließe sich ja sofort einwenden: Brauchen denn wirklich alle Menschen Gottes Hilfe? Gibt es nicht solche, die ganz von selbst das Richtige tun? Und umgekehrt: Gibt es nicht auch solche, für die jedes Hilfsangebot verlorene Liebesmüh ist? Immer da, wo allzu sehr auf die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Menschen abgehoben wird, droht doch die Wirklichkeit verlorenzugehen, in der es vom Engel auf Erden bis hin zum abscheulichen Verbrecher alles an Wunderbarem und Grauenhaftem unter uns Menschen gibt!

Liebe Gemeinde,

es ist gar nicht so einfach, angesichts der Weltlage im Kleinen wie im Großen am Gedanken der Einheit aller Menschen festzuhalten – sei es unsere Einheit als Hilfsbedürftige oder sei es unsere Einheit als solche, für die noch Hoffnung besteht. Allerdings ist die Bibel und ist ganz konkret der Autor unserer Worte heute morgen an dieser Stelle eindeutig.

Seine Botschaft ist zwar nicht: Ihr seid alle in derselben Lebenssituation. Erst recht ist seine Botschaft nicht: Nachts sind alle Katzen grau. Aber mit Nachdruck hält er fest an dem Gedanken: Niemand unter euch sollte meinen, des Gebetes nicht zu bedürfen. Und er hält fest an dem weiteren Gedanken: Niemand sollte meinen, für ihn selbst oder – was ja viel häufiger vorkommt – für jemand anderen sei keine Hoffnung mehr am Platze.

Die Bibel konfrontiert uns mehrfach mit Geschichten, wo Menschen zusammengeführt werden, die ihrem eigenen Verhalten nach so überhaupt nicht zusammengehören: Nehmen wir etwa Jakob und Esau, oder Paulus und Ananias. Oder die beiden Söhne im Gleichnis vom verlorenen Sohn – wo man sich am Ende fragen kann, wer von beiden eigentlich der verlorene ist. Und ob sie dann wirklich zusammenfinden, wird bezeichnenderweise nicht mehr erzählt. Da steht dann wirklich die Frage im Raum: lässt sich der „wohlgeratene“ Sohn nochmal auf seinen Bruder ein? Hat er noch Hoffnung für ihn? Und erkennt er sich selbst auch als hilfsbedürftig an?

Der Autor unserer Verse schließt seine Worte so: **Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.** Das heißt doch: der Verfasser des Briefes ruft uns deshalb zur Einheit, weil Gott *EINER* ist und sich als solcher uns *ALLEN* zugewendet hat! „*Einer für alle*“ – das ist hier keine markige Fußballerparole, sondern es kennzeichnet das Verhalten Gottes in Christus für uns!

Ob wir uns von diesen Versen des 1. Timotheusbriefes ansprechen und „mitnehmen“ lassen, wie das heute so heißt? Ich hoffe, wir sind dazu bereit. Dann – ja dann könnte es ja so kommen, dass wir nach der Fürbitte auch tatsächlich Grund zu einem Dankgebet haben, zu einem richtig tiefempfundenen Dankgebet! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu Apostelgeschichte 1,3-4.8-11,
am 05.05.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

Jesus zeigte sich den Aposteln nach seinem Leiden durch viele Beweise als der Lebendige und ließ sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes. Und als er mit ihnen zusammen war, befahl er ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, sondern zu warten auf die Verheißung des Vaters, „die ihr“, so sprach er, „von mir gehört habt;

Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“

Und als er das gesagt hatte, wurde er zusehends aufgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männern in weißen Gewändern. Die sagten: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht zum Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg gen Himmel aufgenommen wurde, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt gen Himmel fahren sehen.“

Liebe Gemeinde,

ein Freund von mir, Pfarrer in Mönchengladbach, hat mich vor Jahren eingeladen, als Gast in der dortigen Pfarrerfußballmannschaft mitzuspielen. Sie hatten ein Benefizspiel gegen alte Stars von Borussia Mönchengladbach, aber ihnen fehlten noch ein paar Leute. Ich sagte freudig zu – und hatte auf einmal Gelegenheit, gegen Fußballstars anzutreten, die ich als Jugendlicher schwer bewundert hatte, ja deren Bildchen ich früher in einem Album gesammelt hatte. Den Älteren unter uns sagen die Namen vielleicht noch etwas: Rainer Bonhof, Wolfgang Kleff, Horst Köppel – um nur einige zu nennen. Dass diese Herren auch in vorgerückten Jahren noch richtig gut drauf waren und wir das Spiel mit 14 zu 1 verloren haben, sei nur am Rande erwähnt...

Warum erzähle ich Ihnen davon? Und warum ausgerechnet heute, am Himmelfahrtstag? Nun, die Gladbacher Pfarrerfußballmannschaft hat sich den Namen „1. FC Himmelsstürmer“ gegeben. Etwas Ironie schwingt da mit, klar. Aber doch auch ein menschliches Urbedürfnis: Mal so richtig nach oben kommen, Karriere machen, dahin gelangen, wohin es die meisten nicht schaffen. Solche Dinge sind es, die wir mit dem Stichwort „Himmel“ verbinden. Da zählen die Bindungen an diese Erde, an das Menschlich-Allzumenschliche nicht mehr. Da sind schweben wir „völlig losgelöst“ gleichsam im „siebten Himmel“.

Wie gesagt, hier artikuliert sich ein menschliches Urbedürfnis, eine menschliche Sehnsucht. Nicht jedoch unsere alltägliche Erfahrung. Im Gegenteil: diese lässt uns vielmehr unsere Verhaftung an unser bestenfalls mittelmäßiges Leben im Hier und Jetzt spüren. Spätestens ein 14 zu 1 rückt die Verhältnisse wieder zurecht. Wenn es aber mal jemand so richtig „nach oben“ schafft, dann, ja dann blicken wir sehnsüchtig zu ihm auf. Wär ja schon schön, auch mal so hoch zu kommen... - Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so...

Kleine Zwischenbemerkung: Wenn man dann mit so einem Star, den man als Jugendlicher angehimmelt hat, auf einmal auf derselben Bank im Umkleideraum sitzt und hört, wie er so redet, dann schwindet in Nullkommanichts schon das meiste an himmlischer Aura, das diesen Star sonst vielleicht umgibt. Auch diese Erfahrung ist mir von damals höchst eindrücklich in Erinnerung geblieben!

Soviel jedenfalls steht fest: Unsereiner blickt mit reichlich Wehmut in Richtung „Himmel“, weil wir sehr schnell merken: Das ist nicht unser Ort. Ob er dann wirklich der Ort derjenigen ist, die wir gern „in den Himmel heben“, das ist dann noch eine ganz andere Frage.

Wehmut, liebe Gemeinde, bringt uns im Leben selten weiter. Vielleicht auch gar nicht. Denn Wehmut lässt nie Energie entstehen; sie verleiht keine Kraft. Sie lähmt lediglich. Wir schauen gen Himmel und stellen fest: Da kommen wir nicht hin. „Himmelsstürmer“ zu sein, das ist eben nur eine Wunschvorstellung oder eben leise Ironie. Die Realität lautet: 1 zu 14!

Was machen wir im Lichte dieser Feststellung mit unserer biblischen Himmelfahrtsgeschichte? Kein Wunder, so mögen wir nun sagen, dass dieser Feiertag keine große Karriere gemacht hat. Seine biblische Basis ist schmal: im Grunde berichtet nur der Evangelist Lukas davon. Immerhin: Ins Glaubensbekenntnis hat es die Himmelfahrt geschafft. Aber doch vermutlich nur deshalb, weil eine solche Himmelfahrtsgeschichte sich im Rahmen des antiken Weltbildes einfach aufdrängte, um zu erklären, was aus dem auferstandenen Jesus geworden ist.

Denn nach Ostern steht ja die Frage im Raum: Wo ist er denn nun, der Auferstandene? Und was wird mit ihm? Auferstanden sein, den Tod überwunden haben – das heißt ja: ein für alle Mal leben! Also nicht erneut sterben müssen! Sonst wäre Ostern, sonst wäre Auferstehung ja nur eine kleine Episode für Jesus gewesen. Eine Episode, nach der alles wieder so weiterginge wie zuvor. Das jedoch wäre nicht das biblische Ostern: Dieses ist eine Zeitenwende! Danach ist nichts mehr, wie es vorher war. Der Auferstandene stirbt nicht wieder. Also: Wo ist er jetzt? Was ist aus ihm geworden?

Auf diese Frage antwortet die Geschichte der Himmelfahrt Jesu. Und dies natürlich im Rahmen des damaligen Weltbildes. Vom mittleren Stockwerk – der Erde – geht es für ihn nun ins Obergeschoss – in die göttliche Welt. Ganz leibhaftig, ganz naturalistisch. Übrigens ist diese Vorstellung einer Himmelfahrt in der antiken Literatur durchaus häufig anzutreffen, auch da, wo der Tod nicht ein für alle Mal überwunden ist. Von Elia etwa wird im Alten Testament genau Dasselbe berichtet. Aber auch außerhalb der Bibel gibt es entsprechende Erzählungen.

Jetzt sind wir in puncto Weltbild ja schon einige Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende weiter. Was also tun wir mit dieser Himmelfahrtsgeschichte?

Liebe Gemeinde,

ich möchte die Himmelfahrtsgeschichte nicht so schnell ad acta legen. Historisch liegt mir in der Tat nichts an ihr. Aber sie spiegelt sehr treffend unsere Sehnsucht nach der anderen, der himmlischen Welt. Nach dieser Welt, die wir nicht erreichen können und die uns doch nicht loslässt. Nach dieser Welt, in der wir manche Menschen glauben, Menschen, die uns wirklich wie Himmelsstürmer vorkommen – bis wir merken, wie menschlich-allzumenschlich es auch um sie bei näherem Hinsehen bestellt ist.

Jesus, so sagt uns die Bibel und so erzählt es in ausgeführter Form die Geschichte seiner Himmelfahrt, ist uns den Weg in diese andere Welt vorangegangen. Nun aber stellt sich die große und entscheidende Frage: ruft diese Vorstellung lediglich Wehmut in uns hervor? Wehmut, die keine Energie freisetzt? Oder kann diese Vorstellung echte Hoffnung in uns begründen? Eine Hoffnung, die uns sehr wohl neue Kraft gibt, neue Energie für unser Leben unter wahrlich sehr anderen, irdischen Bedingungen?

Diese Frage steckt interessanterweise bereits in unserem Predigttext drin. Jesus, so wird dort berichtet, fährt auf der Wolke nach oben. Und was tun seine Jünger? Sie tun im wortwörtlichen Sinne das, was wir im übertragenen Sinne auch tun: Sie schauen ihm nach. Ihr Blick geht nach oben. Ich stelle mir schon vor, wie dabei Einiges von der vorhin erwähn-

ten Wehmut mitschwingt: Ja Jesus, du hast es gut – machst dich davon, schwerelos, leicht, während wir hier unten in den Niederungen bleiben müssen.

Und seither gibt es in der Christenheit diese Neigung, etwas wehmütig-nostalgisch den Blick gen Himmel zu richten. Wobei die Nostalgie je nachdem auch fast verschwinden und einer vergeistigten Jenseitigkeit Platz machen kann: Ich bin ja schon fasziniert von dem schier unüberschaubaren Markt an esoterischer Literatur und Weltanschauung, der die Welt in den letzten Jahrzehnten erobert hat. Das Ende aller Religion ist jedenfalls nicht gekommen. In immer neuen Formen nimmt sie vielmehr Gestalt an. Eindeutiges Kennzeichen dabei ist dies, dass sich Quellen und Traditionen unterschiedlichster Art dabei mischen. Und so manche neue Strömung gibt sich als ein „Best of“ verschiedener Glaubensrichtungen. Ob das wirklich trägt? Oder ob es nicht eher ein letztlich verzweifelttes Unternehmen ist, das angesichts einer bedrohlichen Weltlage, bei der ja leider gerade „Religion“ auch kräftig mitmisch, die Flucht in die Innerlichkeit antritt? Der Blick zum Himmel also als Zeichen dessen, dass wir den Blick auf die Erde kaum noch aushalten?

Die Botschaft der Apostelgeschichte des Lukas ist an dieser Stelle jedenfalls sehr nüchtern, vielleicht auch ernüchternd: **„Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht zum Himmel?“** Mit diesen Worten kommen auf einmal **„zwei Männer in weißen Gewändern“** ins Spiel, die sich an die Jünger wenden und sie auf den Boden der Tatsachen zurückrufen. Ich verstehe sie so: *„Hallo Ihr da! Was schaut ihr nach oben? Ihn da oben könnt ihr nicht zurückholen, aber ihr könnt euch ihm auch nicht anschließen. Euer Platz ist hier – da habt ihr genug zu tun! Ihn lasst nur gehen! Und seid gewiss: Er kommt wieder! Und dann möchte er euch an der Arbeit finden!“*

Und damit, liebe Gemeinde, formulieren diese beiden **„Männer in weißen Gewändern“**, die wir getrost als *„Engel“* bezeichnen dürfen, eine paradoxe Botschaft, die zugleich den Kern unseres Glaubens berührt: *„Ihr seht euch nach dem Himmel? Dann lasst euch sagen: Ihr seid dem Himmel dann am nächsten, wenn ihr euch voll und ganz auf die Erde konzentriert! Er, der gen Himmel gefahren ist, wird wiederkommen – allerdings dann, wann er will, und unter den Umständen, die er selber dafür festlegen wird. Es ist verlorene Liebesmüh, durch ständigen Blick nach oben darüber etwas in Erfahrung bringen zu wollen. Hier unten ist euer Ort; hier warten Aufgaben auf euch; hier leben die Menschen, zu denen er, dem ihr hinterherblickt, euch sendet. Darauf richtet euer Augenmerk! Damit habt ihr genug zu tun!“*

Liebe Gemeinde,

mit einer Anekdote habe ich diese Predigt begonnen - über die Gladbacher *„Himmelsstürmer“* – und mit einer weiteren Anekdote möchte ich schließen. Sie betrifft meine Zeit als Student und handelt von diesem *„Blick gen Himmel“*. Da hatten wir einen Professor, eigentlich ein ganz netter Mann. Aber der hatte die Angewohnheit, bei seinen Vorlesungen auf einmal immer den Blick nach oben zu richten. Er hob förmlich ab; man konnte das sehen, und auch der Inhalt dessen, was er dann sagte, wurde immer „abgehobener“. Es ist ja manchmal beeindruckend, wenn ein Redner sein Manuskript beiseite lässt und frei weiter spricht. Aber bei diesem Professor steigerte sich das immer in irgendwelche abstrakten Höhenflüge, die uns Studis eher etwas weltfremd vorkamen. Er kam vom Hundertsten ins Tausendste, verlor uns im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Blick, und seinen roten Faden verlor er vollends. Gern hätten wir ihm manchmal zugewunken und zugerufen: *„Huhu – hier unten sind wir! Hätten Sie vielleicht die Freundlichkeit, sich wieder Ihren Hörern und zugleich Ihrem Thema zuzuwenden?!“*

Das haben wir uns natürlich nicht getraut. Aber da haben wir gemerkt: Theologie und natürlich auch Predigt und kirchliches Handeln überhaupt – sie sind nicht dann gut, wenn sie sozusagen „abheben“. Gerade dann sind sie überhaupt nicht gut. Sondern sie sind dann gut, wenn „wir hier unten“ uns dadurch angesprochen und ernstgenommen fühlen in dem, was uns hier und heute betrifft, insbesondere was uns betrübt und belastet.

Wir brauchen uns um den Verbleib Jesu im Spannungsfeld zwischen Himmel und Erde keine großen Gedanken zu machen. Wir dürfen darauf vertrauen, dass er eines Tages wiederkommt. Und wenn, dann soll er uns ganz bei der Sache finden – genauer: bei *seiner* Sache, und das heißt zugleich: bei den Menschen, die er uns anvertraut hat! Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu Römer 8,26-28,
am 08.05.2016**

In der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt.

Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind.

Liebe Gemeinde!

Der vielleicht berühmteste Theologe des vergangenen Jahrhunderts Karl Barth hat einmal gesagt, im Grunde könne man alle Theologie, also alles, was wir Menschen im Hinblick auf Gott jemals sagen könnten, in zwei winzige Wörter, ja in 2 Silben zusammenfassen: „*Ach ja...*“ Das ist aus dem Munde ausgerechnet Karl Barths schon ein bemerkenswerter Satz – hat gerade er doch theologische Literatur produziert, die im Bücherregal locker mehr als einen Meter in der Breite ergibt! Und so mag sich mancher Student mit wehmütigem Blick wünschen, Barth hätte es mal besser selber bei den zwei Wörtchen bewenden lassen: „*Ach ja...*“

Aber Spaß beiseite. Bei allem Humor bringt Karl Barth in dieser kleinen Anekdote etwas zum Ausdruck, das uns geradewegs zu unserem heutigen Predigttext führt – zu diesen Worten, die wir vorhin gehört haben: von unserer Schwachheit ist da die Rede, der aufgeholfen werden muss; vom Seufzen zunächst der ganzen Schöpfung und dann des Geistes; ja von uns Menschen heißt es: Wir wissen nicht, was wir beten sollen! Hier mag man freilich gleich einhaken und widersprechen: na klar wissen wir das! Zumindest ja wohl die Pfarrer: Sonntag für Sonntag betet unser-einer ja sozusagen von Berufs wegen – professionell. Und unter der Woche nicht minder: am Krankenbett, bei Beerdigungen und so weiter.

Nun könnte ich als erstes einwenden: das ist schon schwierig, ja es fällt schon schwer, als Pfarrer beim vielen Beten nicht ständig in Floskeln zu verfallen. Aber das ist nicht das Entscheidende; viel wichtiger ist etwas Anderes: es gibt Situationen, da bleibt einem jedes Gebet förmlich im Halse stecken. Auch uns „Profis vor dem Herrn“! Ich war am Donnerstag im Rahmen der Notfallseelsorge in Duisdorf: Sie erinnern sich: ein wunderschöner Sommertag – und da galt es eine Familie zu trösten, deren 53-jähriger Familienvater von jetzt auf gleich tot umgefallen war. Noch am Mittag hatte er wie so häufig Sport getrieben, und er galt als kerngesund. Dann aber von jetzt auf gleich: aus und vorbei. Und das am „Vatertag“... Die Familie wird dieses Wort nie mehr lieben.

In dieser Situation hat die Familie mich nicht um ein Gebet gebeten; die Situation war auch nicht danach, dass ich es von mir aus vorgeschlagen hätte. Aber ich habe mir schon die Frage gestellt: Was hätte ich da eigentlich Sinnvolles beten sollen? Hätte ich die berühmte „Warum-Frage“ stellen sollen? Welche Antwort hätte ich darauf denn überhaupt erwartet? Welche Antwort hätte der Familie wirklich helfen können? --- Am ehrlichsten wäre es wohl gewesen, einfach ein Klagegebet anzustimmen, um nicht zu sagen: einen Klageschrei auszustoßen! Und selbst der kann einem im Halse stecken bleiben!

In solch einer Situation, da merkt man plötzlich: schön und lang und ausführlich beten, über Gott und zu Gott sprechen – das können wir meist nur dann, wenn es uns gut geht. Je größer die Not wird, desto kürzer, werden die Gebete, bis dahin, dass ich den Verdacht habe: je ernsthafter wir beten, desto knapper formulieren wir, desto weniger geht es rhetorisch gewandt zu, desto mehr ringen wir um jedes Wort, eben bis hin zum Klageschrei oder gar bis dahin, dass selbst der uns im Halse stecken bleibt!

Genau an dieser Stelle, liebe Gemeinde, sind wir mitten in den Worten des Paulus: er nimmt solche Situationen auf, hat Menschen vor Augen, die so am Ende sind, dass sie buchstäblich gar nichts mehr können. Aber Paulus geht noch weiter: er blickt nicht nur auf Extremsituationen, wo buchstäblich gar nichts mehr geht; nein: er schließt von da aus zurück aufs Allgemeine: **„Die ganze Schöpfung seufzt“**, weil sie **„der Vergänglichkeit unterworfen“** ist! So hörten wir es in der Lesung, die unserem Predigttext unmittelbar voransteht und damit den Rahmen vorgibt, innerhalb dessen er steht. Was Paulus hier zeichnet, das ist ein geradezu schonungslos realistisches und damit allerdings äußerst düsteres Bild der Wirklichkeit. Keine nette, kluge Rede vom immerwährenden Ausgleich zwischen Werden und Vergehen; keine weisen Sprüche, das Sterben sei nun mal notwendig, um anderem Leben Platz zu machen. Nein, Paulus fügt sich nicht brav und bieder in die Notwendigkeit der Vergänglichkeit; er bezeichnet sie vielmehr als **„Knechtschaft“**, und seine Ansprüche und seine Sehnsucht gehen genau dahin, dass diese Knechtschaft ein Ende haben soll!

„Wir wissen nicht, was wir beten sollen“ – dieser Satz bringt in letzter Konsequenz auf den Punkt, was wir vielleicht irgendwo ahnen, befürchten, aber nur allzu gern verdrängen: zwischen Gott, dem Ewigen, dem Unendlichen und Schöpfer, und uns, den Zeitlichen, den begrenzten Geschöpfen, besteht ein Abstand, wie er größer nicht gedacht werden kann. Wenn wir heutzutage Gott so gern verniedlichen, ihn nur noch als „lieben Gott“ gelten lassen, der immer und überall für uns da ist und uns das, was wir brauchen, möglichst noch mundgerecht serviert, dann haben wir entweder ihn hoffnungslos verkitscht und verharmlost oder uns in einem Anfall von Größenwahn auf einen Höhenflug begeben, von dem es nur früher oder später einen umso schmerzhaften Absturz geben kann. Gott steht nicht zu unserer Verfügung, und er ist auch nicht wie selbstverständlich für uns da, wenn wir zu ihm rufen, wie der Mitarbeiter der Notrufzentrale. Nein, gerade wenn wir als Christen darauf vertrauen, dass Gott unsere Gebete hört, dann muss dieses Vertrauen zunächst mal durch diesen „Tunnel“ hindurch, den der Abstand zwischen Gott und uns darstellt.

Wir haben es hier und heute, liebe Gemeinde, einmal mehr mit so einem Predigttext zu tun, der Manches infrage stellt, was uns – ich nenne es mal so: gefährlich selbstverständlich geworden ist. Und ich schätze solche Bibeltexte gerade in ihrer Schroffheit deshalb so sehr, weil ausgerechnet sie den extremen Situationen unseres Lebens gerecht werden. Wer sich auf solche Texte einlässt, wird gewiss zunächst nicht wenig irritiert, vielleicht auch desillusioniert werden, aber gerade dadurch kann sein Glaube eine Basis erhalten, die solide ist, wenn es im Leben wirklich hart auf hart kommt.

Denn Paulus belässt es ja nicht mit der harten Feststellung dessen, was wir nicht können. Sondern er fügt gleich hinzu: **„Aber der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“** Und für dieses Seufzen ist Gott empfänglich – er, der die Herzen seiner Geschöpfe durch und durch erforscht und kennt.

Da frage ich mich zunächst: wie sollen wir uns das eigentlich vorstellen, was da geschieht? Die Schöpfung im allgemeinen seufzt, wir Menschen seufzen im besonderen, und nun trägt auch noch der Geist unser Seufzen seinerseits seufzend vor Gott! Was mag man sich da für ein akustisches Schauspiel vorstellen? Einige unter uns kennen vielleicht die wunderbare Motette, die Johann Sebastian Bach auf die Worte unseres Predigttextes geschrieben hat. Da hört man wunderschöne Töne – in Realität stelle ich es mir richtig schauerlich vor, bis dahin, dass es schon wieder unfreiwillig komisch wirkt!

Aber vielleicht sollten wir unsere Phantasie gar nicht allzu sehr bemühen. Es kommt auf etwas anderes an: wenn Paulus hier den Geist Gottes ins Spiel bringt als gleichsam dolmetschende Instanz zwischen uns und Gott, dann ist Gott plötzlich nicht mehr nur der, an den sich alle Seufzer richten, sondern dann hat er sich selber in unser Seufzen hineinbegeben und vollzieht es mit. Dann entsteht der Kontakt zwischen uns und Gott, der eigentlich durch den unendlichen Abstand zwischen uns und ihm unmöglich war, durch ihn selber, durch Gott! Denn es ist ja **sein** Geist, der hier seufzt! Paulus sagt hier wie auch sonst in seinen Briefen nichts anderes als dies: was uns Menschen unmöglich war: zu Gott den Kontakt herzustellen, genau das hat Gott umgekehrt zu uns hin getan. **Er** hat die Brücke geschlagen, die wir nicht schlagen konnten.

Das aber gibt uns Hoffnung gerade in den Situationen unseres Lebens, wo wir selber aus eigener Kraft eben nicht mehr wissen, was wir sagen oder tun können. Und darum kann Paulus nun den Satz anfügen: : „**Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.**“ Liebe Gemeinde, ich weiß ja nicht, wie es Ihnen mit diesem Satz geht, aber ich finde ihn dermaßen steil, dass ich gar nicht unmittelbar weiß, ob ich tatsächlich Grund habe, ihn mitzusprechen. Wem sollten die kleinen oder großen Katastrophen in unserer Welt zum Besten dienen? Die Tragödie am Donnerstag in Duisdorf? Oder der berühmte 11. September? Oder all das, was sich mit dem Wort „Auschwitz“ verbindet – und so weiter? Genau hier lauert wieder die Versuchung, alles erklären, alles deuten, alles in ein Koordinatensystem einordnen, gleichsam auf jeden Pott einen Deckel setzen zu wollen – wo wir es doch mit Ereignissen zu tun haben, die gerade von der Art sind, dass uns jedes Gebet und dann ja wohl erst recht jede Erklärung im Halse stecken bleibt, so dass eben höchstens noch ein Seufzen hörbar wird!

Wir sollten der Versuchung widerstehen, hier zuviel wissen zu wollen. Zumal die größten Kommentatoren großer Tragödien meist solche Zeitgenossen sind, die nicht persönlich von ihnen betroffen sind. Die haben gut reden – und sollten es gerade deshalb lieber unterlassen!

Ich verstehe Paulus anders: er will nicht alles erklären, am Ende noch jeder Katastrophe einen speziellen Sinn abgewinnen. Er will sagen: was auch immer uns widerfahren mag: so wahr Gottes Geist mit der ganzen Schöpfung und mit uns, ja stellvertretend für uns „seufzt“, so wahr er unser Leiden zu seinem Leiden macht, so wahr er sich an unsere Seite stellt und uns vor Gott vertritt, so wahr wird Gott uns auch Anteil geben an seinem endgültigen Sieg über Leid und Tod. Das erklärt nicht alles Leid, allen Tod – aber es weist darüber hinaus in eine Dimension, in der Gott das alles überwunden haben wird.

Liebe Gemeinde:

können solche Worte tatsächlich weiterhelfen? Können sie trösten und aufrichten, wo nur noch Seufzen im Raum steht? Es gibt sehr ermutigende Beispiele dafür, dass sie es können. Einer, der nun wirklich die Tiefen des Lebens kennen gelernt hat, hat sein Glaubensbekenntnis auf diesen Versen des Paulus aufgebaut. Es ist Dietrich Bonhoeffer. Er sagt:

Ich glaube, dass Gott als allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.

Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.

Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.

Nun mag mancher unter uns denken: Bonhoeffer in allen Ehren. Aber ich bin kein Bonhoeffer. Es bleibt dabei: mir verschlägt es dann und wann mehr oder weniger komplett die Sprache. Da kommen nicht mal mehr „*aufrichtige Gebete*“, geschweige denn „*verantwortliche Taten*“, da bleibt nur noch ein Seufzer. Doch ich denke nicht, Bonhoeffer wollte uns hier eine besondere Anstrengung oder gar Leistung abverlangen. Allerdings will er uns – und damals sicher zunächst sich selber – Mut machen: egal was dir passiert, hör nicht auf damit, mit Gott zu rechnen, selbst wenn du nicht mehr weißt, was du ihm eigentlich sagen willst. Vielleicht bist du ihm nicht mehr nahe, aber er durch seinen Geist dir. Wenn dir nichts anderes mehr zu Gott einfällt, dann halt doch daran fest! –

Liebe Gemeinde: „*Ach ja...*“ – in diesen 2 Wörtchen ließe sich alle Theologie zusammenfassen – so hatte ich eingangs Karl Barth zitiert. Das ist wahrlich nicht viel. Aber es ist auch nicht nichts. Und vor allem ist es nicht irgendetwas. Das Seufzen ist jedenfalls mit drin – dafür steht das „*ach*“! Und das Festhalten an Gott ist ebenfalls mit drin – dafür steht das „*ja*“! Wenn wir auch sonst nichts mehr über Gott und zu Gott zu sagen haben sollten, lasst uns daran festhalten. Bei Lichte besehen ist das nämlich gar nicht wenig; im Grunde hat Karl Barth nämlich recht: es ist wirklich restlos alles drin: „*Ach ja...*“ Amen.

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Apostelgeschichte 2,1-18,
am 15.05.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an *einem* Ort beieinander. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen.

Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen, und sie wurden erfüllt von dem heiligen Geist und fingen an, zu predigen in andern Sprachen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen.

Es wohnten aber in Jerusalem Juden, die waren gottesfürchtige Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie entsetzten sich aber, verwunderten sich und sprachen: „Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn jeder seine eigene Muttersprache? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und Judäa, Kappadozien, Pontus und der Provinz Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Einwanderer aus Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie in unsern Sprachen von den großen Taten Gottes reden.“ Sie entsetzten sich aber alle und wurden ratlos und sprachen einer zu dem andern: „Was will das werden?“ Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: „Sie sind voll von süßem Wein.“

Da trat Petrus auf mit den Elf, erhob seine Stimme und redete zu ihnen: „Ihr Juden, liebe Männer und alle, die ihr in Jerusalem wohnt, das sei euch kundgetan, und lasst meine Worte zu euren Ohren eingehen! Denn diese sind nicht betrunken, wie ihr meint, ist es doch erst die dritte Stunde am Tage; sondern das ist's, was durch den Propheten Joel gesagt worden ist: „Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, da will ich ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch, und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Alten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geist ausgießen, und sie sollen weissagen.““

Liebe Gemeinde!

„Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde. Vielmehr vergleicht die Schrift ihn mit dem Winde!“ – So formuliert der Schweizer Theologe und Dichter Kurt Marti. Und er erfasst durch diesen kurzen Reim das Pfingstgeschehen treffender als so manche ausgefeilte Interpretation.

Mal ganz ehrlich: Da wäre man doch wirklich gern dabei gewesen, nicht wahr? Also ich jedenfalls schon! In dieser Geschichte, da vibriert die Luft förmlich; da wird Energie spürbar: vom Wind ist die Rede, ach was: von einem Brausen, von Feuerzungen, von entfesselter Rede. Da werden biedere Bürger urplötzlich zu Weissagern und sprichwörtlich flammenden Predigern; etwas salopp gesagt: da geht die Post ab, und wie! Und das Ganze ist gleichsam die Initialzündung zur christlichen Kirche! Wirklich: das hätte ich gern miterlebt!

Zumal ich denke, wir sollten ehrlich genug sein zuzugeben: eine solche Atmosphäre hat in der Kirche, gelinde gesagt: Seltenheitswert bekommen! Das ist ja gerade unser Problem, dass die Kirche leider nicht selten ziemlich genau den Eindruck der besagten Zimmerlinde macht: hübsch gepflegt, aber durch und durch statisch, fast leblos, zumindest: langweilig.

Es ist ja schon recht dreist, wenn die Predigt der Apostel hier so geschildert wird, dass sie den Eindruck der Trunkenheit bei ihren Hörern erweckt: Das ist ja hart an der Grenze zum Kontrollverlust! Für uns heutige Prediger hätte eine solche Außenwirkung vermutlich eher eine Dienstaufsichtsbeschwerde beim Superintendenten zur Folge. Also bleiben wir lieber nüchtern – bis hin zur Staubtrockenheit! Wohl reflektiert soll all das sein, was unsereiner von sich gibt. Dagegen: „trunken vor Begeisterung“ will man wohl kaum überkommen.

Auf diese Weise allerdings fällt das berauschte Geburtstagsfest der Kirche leider Jahr für Jahr aus. Wir Prediger von heute erwecken eben nicht den Eindruck des süßen Weins, sondern eher – sagen wir: den einer Packung Knäckebrötchen!

Da nimmt es nicht Wunder, dass Pfingsten von den kirchlichen Hauptfesten wohl mit Abstand am wenigsten bekannt ist. Wenn ich mit den Konfirmanden gegen Ende ihrer Unterrichtszeit das Thema „Glaubensbekenntnis“ durchnehme, dann gebe ich auch jedes Mal die Aufgabe, die wichtigen kirchlichen Feiertage der entsprechenden Aussage im Glaubensbekenntnis zuzuordnen. Und da ist bei „Pfingsten“ regelmäßig Fehlanzeige. Kaum jemand weiß, dass es da um Stichworte wie „Heiliger Geist“ oder „Kirche“ geht. (Wer weiß: vielleicht nehmen die heute anwesenden Konfirmanden ja diese Information mit und können dann in etwa einem Dreivierteljahr damit auftrumpfen?! ☺)

Nun möchte ich uns ein wenig in Schutz nehmen vor der Bissigkeit, mit der man diesen Zustand kommentieren kann: so etwas wie das Pfingstereignis, das kann man auch nicht ständig glaubwürdig reproduzieren. Ich weiß ja nicht, wie Sie das empfinden, aber: So Menschen, die ständig ein emotionales Hochgefühl vor sich hertragen, die sind mir ein Graus! Die kommen in aller Regel auch nicht „echt“ rüber, nicht authentisch. Da spüre ich dann nicht den pfingstlichen „Wind“, sondern eher eine mühsam künstlich in Betrieb gehaltene Windmaschine, die bei genauerem Hinsehen ständig heißläuft und ihrerseits auch keine unverbrauchte Ursprünglichkeit ausstrahlt.

Weiter: Es ist auch kein Betriebsunfall, sondern eine unausweichliche Notwendigkeit, dass die Kirche nicht beim spontanen geisterfüllten Handeln stehen geblieben ist, sondern all das herausgebildet hat, das wir heute so gern kritisieren: Strukturen, geordnete Abläufe, Rituale, Rhythmen im alltäglichen, allwöchentlichen oder alljährlichen Verhalten.

Das Problem entsteht freilich da, wo dies alles dazu führt, dass die Ursprünglichkeit des Windes, der die Kirche einst zu Pfingsten erfüllt hat, gänzlich erstickt zu werden droht. Es entsteht da, wo die Kirche den Eindruck erweckt, sich nur noch selbst genug zu sein und jeden Einfluss im Keim zu ersticken, der die Gewohnheiten auch mal gegen den Strich bürstet.

Kennen Sie die berühmten 3 Gebote der Verwaltung? Sie werden immer dann zitiert, wenn jemand etwas mal anders machen möchte, als es immer gemacht wurde, und sie illustrieren wunderbar diese auch für die Kirche geradezu tödliche Lebenseinstellung:

Gebot Nr. 1: „Das war schon immer so!“

Gebot Nr. 2: „Das haben wir noch nie gemacht!“

Gebot Nr. 3: „Da könnte ja jeder kommen!“

In Deutschland haben wir bekanntlich eine besondere, international fast einzigartige Situation der Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Eine Situation, die der Kirche Möglichkeiten gibt, von denen sie in anderen Ländern nur träumen kann und die ein ganzes Stück weit ihre äußerliche Stabilität absichert. Stichworte dazu: Status der Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechtes, Kirchensteuer, staatlich refinanzierte kirchliche Arbeit, Mitwirkung der Kirche in staatlichen Aufsichtsgremien und Manches mehr.

Wir merken freilich mehr und mehr, wie dies alles es nicht verhindern kann, dass Kirche von innen gleichsam erodieren kann, wenn darüber der Pfingstgeist verloren geht. Und dann, das verspreche ich Ihnen, nützt uns all unsere äußerliche Absicherung überhaupt nichts mehr!

Wir haben im vergangenen Jahr durch unsere gemeindliche Aktion „Was glaubst du denn? Eine Woche Kirche testen“ versucht, dieser fatalen Entwicklung etwas entgegenzusetzen. Und natürlich versuchen wir das auch weiterhin übers Jahr durch viele kleinere Aktivitäten, manchmal spektakulär, häufig auch auf kleinerer Flamme. Auf alle Fälle ist in dieser Hinsicht in unserem kirchlichen Leben noch einige „Luft nach oben“, wenn ich das mal so formulieren darf!

Nun kann man freilich auch Anderes feststellen: weltweit gesehen, ist Pfingsten durchaus nicht der Vergessenheit anheim gefallen! Sogenannte „Pfingstkirchen“ sind in weiten Teilen der Erde gewaltig auf dem Vormarsch! Sie sind der am schnellsten wachsende Teil der Weltkirche überhaupt!

Ja man kann inzwischen neben dem Katholizismus, dem Protestantismus und der Orthodoxie von der Pfingstbewegung geradezu als der vierten großen Konfessionsfamilie weltweit sprechen! Dort sind die Gottesdienste bewegt, sehr bewegt sogar, da kann man Phänomene wie Tanz und Zungenrede im Gottesdienst erleben; da vibriert und pulsiert es heftig! So heftig, dass es so Manchem unter uns vermutlich wiederum eher zuviel des Guten wäre und er ähnlich wie die Leute in der biblischen Pfingstgeschichte angstvoll fragen würde: „**Was will das werden?**“ – „*Wo soll das denn hinführen?*“ Wobei sich zum Erschrecken auch eine Mischung von Resignation und Neid gesellen und zu der bitteren Vermutung führen könnte: dort, in der Pfingstbewegung, liegt offensichtlich die Zukunft der Kirche, während wir in den „klassischen“ Konfessionen eher sozusagen eine aussterbende Gattung darstellen...

Dieser Meinung bin ich freilich überhaupt nicht. Ich habe die Pfingstbewegung in Afrika ein wenig kennen gelernt und denke: auch dort gibt es Probleme, und wenn die Zeit der Euphorie auch dort erst einmal vorbei ist, wird sich zeigen, was an den Pfingstkirchen wirklich auf Dauer überzeugend ist und Bestand hat. Auch vermute ich, die allermeisten von uns wären bei näherem Hinsehen durchaus irritiert über Manches, was dort geschieht, und viele hätten wohl keinen Zugang dazu.

Aber nun ist es wiederum auch nicht damit getan, sich daraufhin zurückzulehnen und festzustellen: Die sind ja wohl leicht überdreht! Da geht ja wohl kein vernünftiger Mensch hin! Nein, das wäre ja wieder die Haltung nach dem Motto: „**Sie sind voll von süßem Wein!**“ Und der tritt der Apostel Petrus bekanntlich mit Nachdruck entgegen.

Was aber dann? Was fangen wir hier und heute mit dieser Pfingstgeschichte an, die so fremd, so faszinierend und merkwürdig zugleich daherkommt? Ich möchte versuchen, hinter all dem Aufsehererregenden auf den Kern dessen zu kommen, um das es hier geht. Die Situation ist doch die: Ostern ist 50 Tage her. Der Auferstandene hat seine Jünger aus ihrer Lähmung herausgerissen. Wider alle Erwartung durften sie erfahren: es ist nicht alles aus! Unser Herr lebt! Und sie haben neuen Mut geschöpft.

Aber dann, 40 Tage nach Ostern: Himmelfahrt: Jesus verlässt die Erde wieder. Diesmal freilich nicht durch einen neuerlichen Tod, sondern in Richtung seines himmlischen Vaters. Ich lasse die Frage, was sich denn in alledem historisch ereignet hat, hier einmal völlig beiseite. Wichtig ist dies: gerade nachdem die Jünger mit Hilfe des Auferstandenen wieder neuen Mut gefasst haben, verlässt dieser sie wieder. Die neue Hoffnung: kaum aufgekeimt, scheint sie schon wieder der Vergangenheit zuzugehören.

In diese Situation hinein ereignet sich die Pfingstgeschichte, und das bedeutet dann doch: Gott lässt die Seinen nicht allein; so wahr der Auferstandene die Erde verlässt, so wahr ist Gott fortan auf eine andere, bislang nicht gekannte Art und Weise bei seiner Gemeinde gegenwärtig. Auch ohne den Auferstandenen geht Gott hinter Ostern nicht mehr zurück; ein für alle Mal soll die Kirche das wissen. Sie soll nie mehr zurückfallen in die Zeit der völligen Verzweiflung; im Gegenteil: Gott gibt ihr eine Kraft, die die Jünger ohne neuen äußeren Anlass vor die Menge treten und predigen lässt.

In unserem Text wird uns – leider! – nichts Genaueres über den Inhalt der Predigt mitgeteilt, die die Jünger da plötzlich halten. Aber zumindest soviel erfahren wir darüber: sie handelt „**von den großen Taten Gottes**“, wie es hier heißt. Was mag sich hinter dieser Formulierung verbergen? Nun, ich bin sicher, es handelt sich um die Botschaft vom gestorbenen und auferstandenen Jesus Christus. Denn zum einen ist diese ja nach den 50 Tagen noch brandaktuell, und zum anderen ist sie zu allen Zeiten und von Anfang an der Kern christlicher Verkündigung gewesen. Und das ist nicht zufällig so: denn hier, an der Frage nach Leben und Tod, da sind wir an der Grundfrage unserer Existenz überhaupt.

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, dass es zu Pfingsten wirklich um das Verstehen einer Predigt geht. Gerade in den Pfingstkirchen dominiert häufig etwas Anderes, nämlich die Faszination über das Unverständliche, das Zungenreden – man bekommt dort den Eindruck: je rätselhafter, je unverständlicher – desto „*pfingstlicher*“, desto „*geistvoller*“ scheint es da zuzugehen. Aber das ist nun wirklich etwas, was zwar für den Geist des Weines gelten mag, nicht jedoch für den Geist Gottes

und für Pfingsten *gerade* nicht. Die Faszination der Menschen aus den vielen Ländern und Sprachen über das Pfingstgeschehen entsteht ja gerade nicht an der Unverständlichkeit, sondern im Gegenteil: an der Verständlichkeit der Predigt der Jünger! Pfingstlich ist demzufolge, wenn es endlich da zu Verständnis kommt, wo wir genau das eben *nicht* erwarten und auch gar nicht erwarten *können*, weil das Verständnis, um das es hier geht, gar nicht von Menschen machbar ist, sondern eben nur als Gabe des Heiligen Geistes dankbar empfangen werden kann!

Die Frage nach Leben und Tod – liebe Gemeinde, wir sollten bei jeder Kirche, bei jeder Gemeinde, letztlich bei jeder Predigt genau hier genau hinhören. Entweder eine Religion hat dazu etwas zu sagen, oder sie ist gänzlich verzichtbar. Ich weiß, dass nicht wenige unter uns mit dieser Frage nach Leben und Tod sehr stark beschäftigt sind. Inwiefern sollte gerade die Pfingstgeschichte uns dabei helfen können?

Nun, ich möchte zumindest an Eines erinnern, das der Kirche seit ihren Anfängen im Hinblick auf den Heiligen Geist unaufgebar wichtig war: sie nennt ihn „**Schöpfer Geist**“ – „**Creator Spiritus**“. Es ist also für den Heiligen Geist, der da am Pfingstfest über die Jünger kommt, dies wichtig, dass er dort etwas schafft, wo vorher nichts, aber auch wirklich nichts war. Dass er – wir hörten es in der Pfingstgeschichte – von jetzt auf gleich eine Situation hervorruft, die wir uns allein mit Mitteln unserer Vernunft nicht erklären können. Es war ja gerade nicht so, als hätten die Jünger sich entschlossen: „*So, heute veranstalten wir mal so ein richtig tolles Pfingstfest: wir gehen hin, predigen für alle verständlich und legen damit den Grundstein der Kirchengeschichte!*“ Nein: diese „Gründungsversammlung der Kirche“ ereignete sich ohne vorheriges Verschicken einer Einladung mit gut konzipierter Tagesordnung; vielmehr kam der Geist völlig unvermutet über die Jünger und erschuf etwas, wo vorher nichts war.

Das jedoch ist etwas, das sich wie ein roter Faden durch die Botschaft der Bibel zieht: von der Erschaffung der Welt über die Auferweckung Jesu von den Toten bis hin zum Pfingstereignis und zu der Rede von der Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo dann keine Tränen, kein Leid, kein Schmerz, kein Tod mehr die Einheit Gottes mit seinen Geschöpfen bedrohen.

Als Christen hoffen wir auf diesen Gott: „**der die Toten lebendig macht und ruft das, was nicht ist, dass es sei**“ – wie es der Apostel Paulus einmal ausdrückt (**Römer 4,17**). Das mag völlig abgehoben klingen, utopisch, jenseits aller Realität – aber ich meine in der Tat: mit weniger wäre uns nicht geholfen. Alles Andere wäre nur eine mehr oder weniger gelungene Kosmetik der Nöte unserer Welt. Und bevor wir nun allzu schnell einstimmen in die Feststellung: „*Das ist doch alles nur Wunschdenken; so was haben wir doch noch nie erlebt*“ – bevor wir das tun, bitte ich Sie, einen Moment innezuhalten und sich diejenigen Dinge vor Augen zu führen, die Ihr Leben in seinem Kern ausmachen: sind das wirklich samt und sonders logisch erklärbare, folgerichtige, rational nachvollziehbare Dinge? Was mich betrifft, so würde ich jedenfalls sagen: die wirklich entscheidenden Menschen, Ereignisse und Wendungen in meinem Leben sind für mich weniger so etwas wie Produkte der jeweiligen Situationen, in denen ich mich befand; sie sind vielmehr so beschaffen, dass ich zugeben muss: es hätte auch alles ganz anders kommen können, ja manchmal lag es auch wesentlich näher, dass es anders kommen würde. Und dann kam es doch so – wider alle Erwartung, gegen allen Augenschein, oder zumindest ohne jede Zwangsläufigkeit – so dass ich den Eindruck hatte: da hat jemand etwas, das nicht war, gerufen, dass es sei! Ein handfestes Wunder! Nichts weniger als das! Und deshalb bin ich geneigt zu sagen: die Rede vom Tote lebendig machenden Gott, der aus Nichts Etwas erschafft – sie hat bei genauerer Betrachtung vielleicht mehr Anhalt an unserer Wirklichkeit, als wir wohl spontan glauben! Und die Entdeckung, dass das so ist – sie wird zwar gewiss nicht einfach alle unsere Sorgen und Nöte vom Tisch wischen, gerade im Hinblick auf den Tod. Aber vielleicht schafft sie es ja, uns offen zu halten für solche neuen, im wahrsten Sinne des Wortes „*schöpferischen*“ Erfahrungen mit Gottes Heiligem Geist.

Liebe Gemeinde, die kraftvolle, dynamische Art und Weise, wie der Heilige Geist zu den Jüngern und durch sie in die Runde der Zeugen des Pfingstereignisses kommt – sie soll uns weder verschrecken noch wehmütig bis neidisch auf andere Glaubensgemeinschaften blicken lassen. Sie soll uns vielmehr Mut machen: dieser Geist hat uns genau dann erreicht, wenn wir der Predigt der Jünger Gehör schenken, dieser Predigt, in der „**von den großen Taten Gottes**“ die Rede ist, des Gottes, der durch seinen Geist das Nichtseiende ins Dasein ruft – und das heißt: der immer noch Optionen

offen hat, wo wir nur unsere Begrenzungen und unsere Ohnmacht spüren. Deshalb lasst uns gerade und besonders da, wo wir unsere eigene Machtlosigkeit besonders spüren, auf diesen Gott vertrauen, uns von ihm ansprechen und ihn um die Gegenwart seines Heiligen Geistes bei uns anrufen: „**Komm, Schöpfer Geist!**“ Dieser schöpferische Geist ist wahrlich keine Zimmerlinde – er weht vielmehr wie ein starker Wind, und dies auch für uns. Amen.